



Elie Berthet

**DER
WOLFMENSCH 2**

oder: Die Bestie des Gévaudan

Elie Berthet

DER WOLFMENSCH

oder

DIE BESTIE DES GÈVAUDAN

Zweiter Teil

Pest, Wien und Leipzig 1858

Inhalt

Kapitel I - Die Eberschlucht	7
Kapitel II - Der Forsthüter Fargeot	32
Kapitel III - Die Verfolgung im Wald	66
Kapitel IV - Die Belagerung	88
Kapitel V - Die Tochter des Trunkenbolds	110
Kapitel VI - Der Antrag	122
Kapitel VII - Der Schwur	140

Kapitel I

DIE EBERSCHLUCHT

Sehen wir jetzt, was zwischen Laroche-Boisseau und Fräulein von Barjac vorgefallen war, als sie das Schloss Mercoire verlassen hatten.

Christine konnte, als sie auf ihrem feurigen kleinen Rappen in den langen Gängen des Waldes hingaloppierte, ihre Freude gar nicht mäßigen.

Sie glaubte sich wieder in die glücklichen Zeiten ihrer Kindheit zurückversetzt, als ihr Vater und ihr Onkel sich in demselben Wald den anregenden Freuden der Jagd widmeten.

Ihr leicht gebräuntes Antlitz glänzte von der Flamme der Gesundheit und ihre rosenfarbenen Nüstern blähten sich, um die freie und reine Luft des Waldes besser atmen zu können.

Auch die Abwesenheit ihrer gewöhnlichen Mentoren erhöhte ihre freudige Stimmung. Sie lachte laut über die Art und Weise, auf welche sie ihrem unvermeidlichen Ehrenkavalier entronnen war, und überließ sich ohne Zwang allen Launen ihrer fantastischen Natur. Bald ließ sie dem mit fliegender Mähne dahinsausenden kleinen Buch den Zügel schießen bald zwang sie ihn zu bäumen, zu kurbettieren und in sein silbernes Gebiss zu schäumen.

Mit der Schmitze ihrer Peitsche hieb sie spielend in die niedrigen Äste der Bäume oder in die Blümchen des Rasens.

Wenn sie auf ihrem Weg einen Jäger begegnete, so grüßte sie ihn mit einem freundlichen Wort oder einem Lächeln, und ihr ganzes Sein schien von Glück und Freude überzu-

wallen.

Der elegante Edelmann, der sie begleitete, war für sie gleichsam die Verkörperung dieser ganzen Freiheit, dieser ganzen Aufregung, dieser ganzen Zufriedenheit.

Auch kam es Laroche-Boisseau vor, als ob sie ihm niemals so viel Wohlwollen zu erkennen gegeben hätte. Sie billigte seine Pläne, sie schenkte seinen Witzworten Beifall - eine Schwester würde gegen einen geliebten Bruder nicht anders gehandelt haben.

So ritten sie nebeneinander dahin, wetteiferten miteinander im Austausch von mutwilligen Bemerkungen, und die Vorübergehenden, welche Zeuge dieser liebenswürdigen Übereinstimmung waren, zogen daraus die günstigsten Schlüsse für die nahe Veränderung des Namens der schönen jungen Schlossherrin.

Ebenso aufrichtig aber Christine in ihrem Benehmen gegen den Baron war, ebenso viel Schlauheit und Verstellung entwickelte dieser in seinem Verhalten. Seine Heiterkeit war eine nur künstliche, seine Unbefangenheit nur scheinbar und erheuchelt. Er analysierte jedes frivole Wort, jede Gebärde, jedes Lächeln des allzu vertrauenden Kindes und schrieb sie in sein Gedächtnis.

Dennoch aber besaß er in dieser Beziehung zu viel Erfahrung, als dass er eine vielleicht vorübergehende Laune gleich hätte ernst nehmen sollen. Er argwöhnte, dass ein allzu direktes Wort hinreichen würde, um diese sich erschließende Seele stutzig und vorsichtig zu machen.

Deshalb affektierte er dieselbe Leichtfertigkeit, denselben Mutwillen. Er ließ seine unkluge Begleiterin sich in aller Sicherheit an Lust und Sonne berauschen, aber insgeheim belauerte er die Fortschritte dieser Trunkenheit und machte

sich gefasst, davon Nutzen zu ziehen.

Solange er die umfassenden Vorbereitungen der Jagd zu überwachen hatte, war es ihm unmöglich, vertraulich mit Fräulein von Barjac zu plaudern. Aber man bemerkte, mit welcher Nachsicht der in Dingen seines Dienstes gewöhnlich sehr strenge Baron von Boisseau die von feinen Leuten - denen er übrigens schon am Morgen seine Befehle erteilt hatte - getroffenen Dispositionen billigte. Es war, als ob er Eile hätte, damit fertig zu werden. Er hörte kaum an, was ihm gesagt wurde und antwortete nur einsilbig und mit einem gewissen Grad von Ungeduld.

Endlich, nachdem Christine und er die ganze Linie der Schützen entlang geritten waren und sich überzeugt hatten, dass jeder auf seinem Posten war, ließen sie ihre Pferde, wie der Leser bereits weiß, *an den vier Ecken* und begannen die Monadière zu ersteigen, von wo aus in Gemäßheit der getroffenen Verabredung das Signal zum Treiben gegeben werden sollte.

Fräulein von Barjac marschierte, nachdem sie ihr langes Gewand an den Gürtel aufgesteckt und ihre Kugelbüchse über die Schulter geworfen hatte, mit flinkem, rüstigem Schritt. Der Baron wollte ihr den Arm bieten, sie dankte ihm aber mit scherzhaft verächtlicher Miene und bedurfte auch in der Tat keines Führers, um die Schwierigkeiten des Weges zu überwinden.

Sie hatte einen sicheren Fuß, einen sanften, leichten Atem wie eine Gämse, ihr klares Auge maß ruhig die Tiefe der Abgründe und Schluchten.

Laroche-Boisseau hatte selbst einige Mühe, ihr nachzukommen. Mit einer Bewunderung, welche sich mit grausamer Freude mischte, sah er sie leicht und vertrauensvoll ihre

Schritte zum ödesten Teil des Berges nehmen.

Dennoch aber sprach er nicht mehr mit ihr. Er schien verlegen und mit irgendeiner geheimen Absicht beschäftigt zu sein. Christine wurde, auf diese Weise sich selbst überlassen, ebenfalls nachdenklich. Die rings um sie herrschende Ruhe und Einsamkeit gaben endlich ihren Gedanken eine schwermütige Wendung.

»Baron«, sagte sie plötzlich, indem sie stehen blieb, um zu verschnaufen, »ich mag meine Fantasie anstrengen, wie ich will, so gewinne ich doch die Überzeugung, dass die Sache zur Zeit meines armen Vaters eine ganz andere war. Was ist das für eine Jagd von büßenden Nonnen, die wir hier haben? Man hört weder das Bellen der Meute noch das Wiehern der Pferde, noch das Rufen der Piqueurs, noch die lustigen Fanfaren der Hörner. Die Jäger bleiben im Gebüsch versteckt wie Hasen und die Mutigsten laufen Gefahr, auf ihrem Posten einzuschlafen. Bei Gott, da war es sonst anders! Wenn man in Mercoire jagte, ertönten zwanzig Hörner in allen Richtungen, hundert Hunde heulten, indem sie die Spur des Wildes verfolgten, Edelleute in reichen Uniformen galoppierten im Wald umher, überall krachten Schüsse - es war ein Getöse, eine Bewegung, ein Aufruhr, dass jeder, der dabei war, vor Freude und Wonne schauderte. O mein armer Vater, mein guter Onkel Hilaire, wo seid ihr?«

Und eine Träne zitterte wie ein Tautropfen an Christines langer schwarzer Wimper.

Verwünscht seien diese Erinnerungen, die zu so ungelegener Zeit kommen!, dachte der Baron.

Dennoch hob er lächelnd wieder an: »Geduld, Fräulein! Ihr vergesst, dass es sich jetzt um eine einfache Treibjagd und nicht um eine Hetzjagd handelt, wie zur Zeit Eures geehrten

Vaters. Aber wenn Ihr die Jagd und die Vergnügungen, welche früher Mercoire so lebhaft machten, so sehr liebt«, fuhr er sich ihr nähernd fort, »habt Ihr dann noch nicht daran gedacht, dass es nur von Euch abhängt, diese schönen Tage sich erneuern zu sehen?«

»Und wie könnte das geschehen, mein lieber Baron?«, fragte Christine, die mit ihrer gewohnten Beweglichkeit des Geistes schnell von einem Gefühl zum anderen übergang.

»Nun, pardieu! Dadurch, dass Ihr einen Jäger heiratet!«

Fräulein von Barjac machte ein finsternes Gesicht. »O Baron«, sagte sie verdrießlich, »Ihr, dem ich so wenig misstrauete, wollt Ihr mich auch quälen?«

»Nun, wäret Ihr denn so sehr abgeneigt, einen wackeren Edelmann und unerschrockenen Jäger zu heiraten, der Euch vom ganzen Herzen lieben würde und ...«

»Das weiß ich nicht.«

»Vielleicht«, hob Laroche-Boisseau in ironischem Ton wieder an, »vielleicht gebt Ihr einem kleinen, blassen, jungen Menschen den Vorzug, der schön zu sprechen versteht, unter Büchern und Gebet aufgewachsen ist, der in seinem ganzen Leben noch kein Gewehr und keinen Hirschfänger angerührt hat und seine Zeit damit zubringen würde, über alles in wohlgesetzten Worten zu schwatzen? Die jungen Damen finden oft Wohlgefallen an dergleichen schüchternen, dem Zahn des Wolfes entronnenen Lämmern ...«

Christine unterbrach ihn in ungeduldigem Ton. »Herr Baron«, sagte sie stolz, »ich will nicht tun, als verstünde ich Euch nicht. Warum messt Ihr mir ein Gefühl der Bevorzugung für ... für die Person bei, auf welche Ihr soeben hingedeutet habt?«

»Werdet nur nicht gleich zornig, Fräulein! Gott ist mein

Zeuge, dass ich wünsche, mich geirrt zu haben. Aber wie kann ich anders die außerordentliche Gemütsbewegung, welche Ihr gestern bei der Ankunft dieses Neffen des Pater Bonaventura zeigtet, Euren Schmerz bei dem Anblick einer elenden kleinen Ritzwunde und das unwiderstehliche Gefühl deuten, welches Euch trieb, diesen jungen Mann vor den Augen des ganzen Schlosses in Euren Armen fortzutragen?»

»Ha!«, entgegnete Fräulein von Barjac mit Aufregung, »also auf diese Weise beurteilt die Welt eine einfache Regung der Menschlichkeit! Ich ahnte es und eben deshalb habe ich diesen Morgen - seht, Baron, ich will offen gegen Euch sein, ich empfinde für diesen jungen Mann, der für mich ein Jugendgespieler ist, eine Achtung und eine Freundschaft, die ich mir nicht zu verhehlen brauche. Man kann davon denken, was man will, aber man muss doch erwägen, dass er nicht meinem Stand angehört und dass er der Schützling von Leuten ist, deren Herrschaft ich immer nur mit Ungeduld ertragen habe. Nachdem ich dies bemerkt habe, wollen wir abgeschmackte Vermutungen und törichte Gerüchte sich selbst überlassen. Ich kümmere mich darum ebenso wenig wie um den Schnee des vergangenen Jahres.«

Ganz gewiss, sie liebt ihn nicht!, dachte der Baron.

Fast unmittelbar darauf aber bedachte er, dass Christine ihn täuschen könnte, oder - was weit wahrscheinlicher war - dass sie sich vielleicht selbst täuschte.

»Ich habe aber seit gestern Erkundigungen über Monsieur Leonce eingezogen«, fuhr er hartnäckig fort, »und man versichert, dass Euer Verhalten gegen ihn ein ganz eigentümliches ist. Selbst Euer Vorgeben, dass Ihr Euch nicht nach seinem Befinden erkundigt, nachdem Ihr ihm ein Interesse be-

wiesen habt, welches für Euch so kompromittierend ist ...«

»Nun, sah ich vielleicht nicht voraus, dass man diese unschuldige Handlung zu meinem Nachteil deuten würde? Aber es ist wahr, Herr von Laroche-Boisseau«, setzte Christine mit einem gewissen Grad von Sich-gehen-Lassen hinzu, »ich fühle in Leonces Gegenwart eine Verlegenheit, eine Befangenheit, die kein anderer Mensch auf der Welt mir einflößen könnte. Er hat mir stets viel Zuneigung bewiesen, aber dabei ist er so verständig und so streng, dass ich seinen Tadel mehr fürchten würde als den Tod.«

Dieses naive Geständnis schien durchaus nicht nach Laroche-Boisseaus Geschmack zu sein, und er hob in mitleidigem Ton wieder an: »Ich sehe, Christine, armes Kind, Ihr unterliegt bereits dem Einfluss der gewaltigen Intrigen, von welchen Ihr umgeben seid und deren Bedeutung Ihr vielleicht nicht ahnt.

Diese Mönche, welche sich über Euch eine unumschränkte Autorität anmaßen, wollen Euer Glück ihren ehrgeizigen Plänen opfern und haben sicherlich irgendein geheimes Netz gesponnen, in welchen Eure Unerfahrenheit sich fangen lassen wird. Glaubt mir, es geschieht nicht ohne Grund, dass dieser junge Mann, die Kreatur dieser Mönche, Euch fortwährend in den Weg kommt. Man hat den Eindruck, den er auf Euch hervorbringen konnte, auf kluge Weise kombiniert und das schwarze Komplott scheint bald gelingen zu sollen. Dieser Neffe des schlauen Paters Bonaventura hat in Eurem Herzen einen größeren Platz erobert, als Ihr glaubt. Er weiß dies auch recht wohl und ist deshalb von einer Eitelkeit erfüllt, von welcher ich mir selbst recht wohl Rechenschaft geben kann.«

Christine richtete rasch den Kopf empor und ihre schwar-

zen Augenbrauen zogen sich zusammen.

»Was sagt Ihr da, Baron?«, fragte sie. »Sollte Leonce sich in Eurer Gegenwart einer ... einer Bevorzugung von meiner Seite gerühmt haben? Ich beschwöre Euch bei Eurer Ehre als Edelmann, mir offen und aufrichtig zu antworten.«

»Ich behauptete nicht, dass er sich dessen geradezu gerühmt habe«, entgegnete Laroche-Boisseau mit vorsichtiger Miene. »Aber ich habe mich überzeugt, dass dieser unverschämte Bürgerknabe in Bezug auf Euch verwegene Hoffnungen hegt, und diese Hoffnungen werden durch Eure Nachsicht gegen ihn allerdings auch hinreichend gerechtfertigt.«

Fräulein von Barjac schwieg. Sie fühlte eine heftige innere Aufregung. Endlich gelang es ihr sich zu beherrschen und sie hob in trockenem Tone wieder an: »Alle diese Voraussetzungen sind unvernünftig. Mordieu! Man wird doch nicht etwa ohne meine Zustimmung über mich verfügen wollen? ... Und wenn man jemals wagen sollte, es zu versuchen ... aber in der Tat, Baron«, fuhr sie fort, indem sie ihren Zorn gegen Laroche-Boisseau selbst kehrte, »wie könnt Ihr Euch erlauben, mich wegen eines solchen Gegenstandes zu peinigen? Was geht die ganze Sache Euch an, wenn ich fragen darf?«

Der Baron hielt die Gelegenheit für günstig, endlich etwas zu riskieren.

»Christine, Christine«, sagte er, indem er seiner Stimme und seinem Blick den leidenschaftlichsten Ausdruck gab, »das könnt Ihr mich fragen?«

Fräulein von Barjac schlug diesmal die Augen nieder und errötete. Nach einem kurzen Schweigen rief sie: »Schweigt mit diesen sentimental Albernheiten! Sind wir vielleicht

hier, um Süßigkeiten zu schwatzen? Ein Wolfsjägermeister unterbricht sich mitten in einer großen Treibjagd, um einem Mädchen fade Komplimente zu machen! Wo ist der Wolf? Wo ist der Wolf? Palsambleu! Wir haben schon nur zu viel Zeit verloren!«

Sie begann mit raschem Schritt den Berg weiter hinaufzusteigen, und der Baron folgte ihr erfreut und voll Hoffnung. Erstens war Christine über die doch ziemlich deutlichen Geständnisse, welche er sich hatte entfallen lassen, nicht zornig geworden, und dann hatten seine böswilligen Bemerkungen in Bezug auf Leonce augenscheinlich einen lebhaften Eindruck auf das stolze junge Mädchen hervorgebracht.

Während er sich noch zu seinem Erfolg Glück wünschte, fragte ihn Fräulein von Barjac: »Baron, habt Ihr auch Sorge getragen, einen Eurer besten Schützen in die Eberschlucht zu stellen?«

Sie zeigte mit der Hand auf den tiefen in der Bergwand angebrachten Durchhau.

»Ich ... ich glaube nicht«, entgegnete Laroche-Boisseau. »Das ist ein Fehler. Meine Leute hätten Euch sagen sollen, dass diese Schlucht der gewöhnliche Weg der aus diesem Wald gejagten Tiere ist, wenn sie den großen Wald wieder zu erreichen versuchen. Es war dies einer der wichtigsten Punkte, die zu bewachen waren. Mein armer Vater wusste dies wohl. Auf allen seinen Treibjagden behielt er diesen Posten für sich selbst, und er hat hier mehrere Eber erlegt, wovon eben die Schlucht ihren Namen erhalten hat.«

»Liebe Christine, Ihr könntet in der Tat manchen Jäger belehren, der sehr geschickt und erfahren zu sein glaubt!«, antwortete der Baron. »Zu der Zeit aber, wo die Eberschlucht

so viel Bedeutsamkeit hatte, war die Disposition der Lokalität vielleicht eine etwas andere. So reichte der Wald zum Beispiel früher ohne Zweifel bis an das Ende dieses Gartens, während er gegenwärtig durch einen Zwischenraum von etwa hundert Schritten davon getrennt ist. Ein Tier von großem Wuchs, welches die Schlucht zu gewinnen versuchen wollte, würde daher unfehlbar von den am Saum des Waldes postierten Schützen wahrgenommen werden.«

»Ha, glaubt Ihr denn, ein listiger Wolf, wie das Tier, auf welches wir es heute abgesehen haben, jedenfalls ist, könnte nicht auf die Idee kommen, sich, vom Nebel begünstigt, auf dem Bauch fortzuschleppen, um auf diese Weise die Eberschlucht verstohlen zu erreichen? Ich versichere Euch, dass dieser noch weit wunderbarere Dinge ausgeführt hat.« Laroche-Boisseau betrachtete die Örtlichkeit mit aufmerksamem Blick, um sich zu überzeugen, in wie weit Christines Bemerkungen gegründet wären.

»In der Tat, mein Fräulein«, hob er mit wirklicher oder erheuchelter Bewunderung wieder an, »Euer Scharfsinn beschämt mich. Es wäre in der Tat nicht unmöglich, dass der Wolf dieses Manöver ausführte, und ich hätte eher daran denken sollen, ihm dieses Spiel unmöglich zu machen. Zum Unglück lässt sich der Fehler jetzt nicht mehr verbessern. Alle unsere Schützen sind auf ihrem Posten und erwarten mein Signal mit Ungeduld. Wenn wir daher nicht vielleicht selbst die Eberschlucht bewachen wollen ...«

»Jawohl, jawohl, das wollen wir tun!«, rief Christine, indem sie mit kindischer Freude in die Hände klatschte. »Welch ein Glück, lieber Baron, wenn wir diese fürchterliche Bestie des Gévaudan erlegten, welche seit drei Monaten meine Felder verwüstet, welche meine Dienstleute und Freunde

verwundet oder tötet ...«

»Und welche beinahe das Lamm der guten Väter zerrissen hätte!«, setzte der Baron spöttisch lachend hinzu.

Fräulein von Barjac konnte nicht umhin, zu lächeln. Dennoch aber hob sie den Finger, um Laroche-Boisseau dieses Thema der Konversation zu untersagen, und begann dann rasch wieder: »Wohlan, gehen wir schnell! Ich weiß einen vortrefflichen Posten, eine Art Hütte, die in der Schlucht selbst von einem meiner ehemaligen Hirten erbaut worden war, welchen man *Jeannot mit den großen Zähnen* nannte. Dieser durch Not und Elend vertierte Mensch war einer jener Bergbewohner von Mézenc, deren unbeugsamen wilden Charakter Ihr ohne Zweifel ebenso gut kennt wie ich. Dieser mein ehemaliger Hirt gefiel sich sehr in dieser schauerlichen Höhle, wo er wie ein Wilder lebte, und kaum kam er einmal jährlich in das Schloss herunter. Diese fortwährende Einsamkeit schwächte endlich seinen Verstand, sodass er fast das Reden verlernte. Die Herde, welche man ihm anvertraut hatte, blieb sich selbst überlassen und jeden Tag ging ein Stück davon verloren oder verirrte sich. Übrigens besaß dieser Jeannot auch eine so wilde Gemütsart, dass er unseren Leuten nicht beegnen konnte, ohne sie zu misshandeln. Die Sache ging so weit, dass dieser Kerl der Schrecken der ganzen Umgegend wurde. Ich ward es müde, fortwährend Beschwerden und Klagen über ihn zu hören und beschloss daher, mich seiner zu entledigen. Jeannot war nicht auf meinen Besitzungen geboren und ich war ihm daher keine Schonung schuldig. Eines Tages, als man mir eben wieder eine seiner tierischen Rohheiten erzählt hatte - es sind jetzt ungefähr drei Monate her - ging ich selbst hier herauf, in Begleitung zweier meiner Jagdwächter, die feigerweise ohne mich

nicht gewagt hätten, diesen Auftrag zu übernehmen. Wir jagten Jeannot aus seiner Hütte und untersagten ihm, wieder dahin zurückzukehren oder auch nur einen Fuß in meinen Wald zu setzen. Er entfernte sich murrend, und ich habe seit dieser Zeit nichts wieder von ihm gehört. Wir werden jedoch die erbärmliche Wohnung, die er sich erbaut hatte, noch vorfinden. Wenn ich mich nicht irre, so ist sie zur Ausführung meines Planes ganz vortrefflich geeignet.«

»Und Ihr wisst nicht, was aus diesem Kerl geworden ist?«

»Ohne Zweifel wird er in seine Berge von Mézenc zurückgekehrt sein, welche er niemals hätte verlassen sollen. Seit seinem Weggang haben wir Ruhe und wenn nicht dieser verdammte Wolf - aber zum Teufel!«, unterbrach sich Christine in plötzlich verändertem Ton, »was soll denn das heißen?«

Dieser sehr unweibliche Ausruf wurde ihr durch eine unerwartete Entdeckung entlockt.

Während des eben mitgeteilten Gespräches waren sie an den Rand der Schlucht gerade der Hütte gegenüber gelangt, welche früher von Jeannot bewohnt gewesen war, und man denke sich Christines Überraschung und Zorn, als sie die Hütte offen stehen sah und auf der Schwelle der Tür denselben Menschen erblickte, von welchem sie soeben gesprochen hatte.

Jeannot mit den großen Zähnen war ein stämmiger Kerl von etwa fünfzig Jahren, dessen Äußeres Schrecken und Abscheu einflößen musste. Er war von riesigem Wuchs, aber hager und sein knochiges, gleichsam schuppiges Gesicht hatte einen bestialischen Ausdruck. Ein breiter fortwährend offener Mund mit herabhängender Unterlippe ließ lange, gelbe, spitze Zähne sehen, von welchen er seinen Zunamen

erhalten hatte. Seine tief liegenden wilden Augen waren halb unter den struppigen Augenbrauen versteckt und sein graues, borstiges Haar war mit seinem ungepflegten schmutzigen Bart verwachsen. Seine ganze Kleidung bestand aus einem Hemd von Sackleinwand und einem Beinleid von demselben Stoff, welches seine haarigen, schwarzen, starkknochigen Beine nicht ganz bedeckte.

Er war mit einem Wort gleichsam eine widerwärtige Herabwürdigung der Menschengestalt. Jedes andere Weib als die mutige Christine von Barjac wäre entsetzt bei dem Anblick dieses Tiermenschen entflohen, der vielleicht ebenso gefährlich wie sein Anblick abstoßend war.

In dem Augenblick, wo die Schlossherrin und Laroche-Boisseau an dem Rand der Schlucht erschienen waren, befand sich Jeannot, wie wir bereits bemerkt haben, am Eingang der Hütte. Mit beiden Händen auf der Erde ruhend, in der bekannten Positur großer Affen, hockte er unbeweglich da, mit den Augen zum äußersten Ende der Schlucht gewendet, welche sich zum *verbrannten Wald* hinabzog.

Bei dem Geräusch, welches die Nahenden machten, hob er den Kopf empor, seine erste Bewegung aber schien nicht die der Furcht zu sein. Im Gegenteil schüttelte er seine dichte Mähne mit herausfordernder Miene und stieß ein dumpfes Knurren aus, gleich dem eines bösen Hundes.

Christine ihrerseits zeigte sich durch diese drohenden Demonstrationen keineswegs erschreckt. Der Abscheu, welchen dieses scheußliche Wesen ihr einflößte, sowie das Gefühl ihrer missachteten Autorität regte ihre nervöse Organisation im höchsten Grade auf. Mit Energie hob sie zu Jeannot gewendet an: »Wie, Schurke, wagst du trotz meines Verbotes wieder vor mir erscheinen? Was machst du hier? Habe

ich dir nicht gesagt, dass, wenn du dich unterstündest, wieder einen Fuß auf mein Gebiet zu setzen, ich dich wie ein wütendes Tier behandeln würde? Aber ich werde erfahren, welcher von meinen Jagdwächtern deine Gegenwart in meinem Wald duldet und versäumt hat, mir davon Meldung zu machen. Es ist ohne Zweifel Fargeot, der verwünschte Trunkenbold! Fargeot soll dafür büßen. Nun hast du mich verstanden? Auf der Stelle entferne dich - ich befehle es dir! Und lass dich nie wieder hier blicken!«

Aber Jeannot rührte sich nicht von der Stelle. Es war, als ob Christines Worte nicht bis zu seinem Verstand drängen, oder wenigsten, als ob dieser Verstand zu stumpf wäre, um sie zu begreifen. Er fuhr fort, leise zu knurren und machte Miene, sich auf das mutige junge Mädchen zu stürzen.

Laroche-Boisseau beeilte sich, seine Büchse zu spannen.

»Nehmt Euch in Acht, Fräulein«, sagte er. »Dieser Kerl hat das schlechteste Gesicht, welches ich in meinem Leben gesehen habe, und er wäre imstande ...«

»Mischt Euch nicht in diese Sache, Baron«, hob Christine mit Autorität wieder an, während sie jedoch zugleich ebenfalls den Hahn ihrer Kugelbüchse spannte. »Ich bitte Euch, lasst mich nach meiner Weise verfahren. Dieser Schurke soll mich nicht einschüchtern und ich werde auf meinem Grund und Boden Herr zu sein wissen.«

Dann wendete sie sich abermals zu Jeannot.

»Pack dich!«, rief sie in gereiztem Ton, »du hast zu viel Unheil hier angerichtet, als dass ich dir gegenüber die geringste Nachsicht, das geringste Mitleid zeigen könnte! Pack dich und lass dich nie wiedersehen! Mordieu! Willst du mir vielleicht trotzen, dass du mich so ansiehst?«

Und sie legte rasch das Gewehr an.

Der Anblick der gegen ihn gerichteten Waffe rüttelte Jeannot aus seiner Unbeweglichkeit auf. Er begann mit einer ungeheuren Behändigkeit mehrmals nacheinander in die Höhe zu springen, aber ohne dass er gewagt hätte, näher zu kommen. Während er sich in dieser seltsamen Turnübung erging, sagte er in seinem Gebirgspatois: »Alle Jäger sind da - alle - alle. Aber der Wolf fürchtet sich nicht - der Wolf wird sie zerreißen mit seinen langen Zähnen - der Wolf ist schlau - der Wolf ist stark - der Wolf fürchtet nicht die Jäger.«

Er begleitete diese kaum verständlichen Worte mit einem heiseren, krampfhaften Gelächter.

Christine konnte sich eines leichten Schauders nicht erwehren, dennoch hob sie, ihr Gewehr noch immer angeschlagen haltend, wieder an: »Missbrauche nicht meine Geduld und entferne dich schleunigst - entferne dich augenblicklich, oder beim Teufel, ich schieße dich ohne Erbarmen nieder!«

Dieses Mal schien der Irrsinnige zu begreifen, was man von ihm erwartete. Er wich langsam zurück, aber ohne den Nacken zu wenden, und sagte in seinem blödsinnigen Ton: »Der Wolf flieht, wenn die Jäger kommen - aber der Wolf wird wiederkommen, in der Nacht, wenn die anderen schlafen - er wird da junge Mädchen zerreißen - er hat es gern, wenn er viel Tote und viel Blut hat, der Wolf!« Nach einer kurzen Pause setzte er hinzu: »Da sind sie - da sind sie - mach, dass du fortkommst, Wolf! - In den Wald - rasch in den Wald - da sind sie!«

Er begann sich längs der Schlucht hinzubewegen, um den großen Wald zu erreichen. Er tat ungeheure Sprünge und ging auf den Händen mit derselben Leichtigkeit wie auf den Füßen. Es wäre schwer gewesen, in diesem behändigen Kör-

per, welcher über die Felsstücke und Sträucher zu fliegen schien, einen Menschen zu erkennen.

Christine drückte einem ihr selbst unerklärlichen Gefühl folgend in dem Augenblick, wo Jeannot um die Ecke biegen wollte, ihr Gewehr ab.

Der Schuss knallte, aber ein lautes Gelächter folgte auf diesen Beweis von Feindseligkeit. Als der Rauch sich verzogen hatte, war der Irrsinnige nicht mehr sichtbar.

Ihr habt ihn verfehlt«, sagte der Baron. »Freilich bewegte sich der Kerl auch auf eine Weise ...«

»Glaubt Ihr denn, dass ich gezielt habe?«, entgegnete Christine ungeduldig. »Was hätte es mir nützen können, diesen armen Narren zu töten? Nein, nein, ich wollte ihm bloß einen Schrecken einjagen, um ihn zu hindern, mir künftig wieder unter die Augen zu kommen, denn er macht auf mich denselben Eindruck wie ein giftiges Gewürm. Aber«, setzte sie horchend hinzu, »was ist das?«

Ein betäubender Lärm begann sich im Tal zu erheben.

»Es ist das Treiben, welches beginnt«, entgegnete Laroche-Boisseau. »Man wird Euren Schuss für das Signal gehalten haben, welches ich gerade von dieser Stelle aus geben wollte, und unsere Leute setzen sich in Bewegung. Wohlan, das trifft sich ganz gut.«

»Nun, dann wollen wir uns beeilen, uns zu postieren«, rief Christine ungestüm. »Jetzt, wo dieser scheußliche Jeannot seine Hütte verlassen hat, können wir uns darin in den Hinterhalt legen, und wenn irgendjemand die Bestie schießt, so hoffe ich, dass wir es sein werden.«

Während sie dies sagte, stieg sie leichtfüßig die Wand der Schlucht hinab und lenkte ihre Schritte zur Hütte. Laroche-Boisseau zögerte anfangs, ihr zu folgen, als ob das Vertrau-

en, welches dieses unschuldige Kind ihm bewies, gewisse Bedenklichkeiten in ihm erweckt hätte, aber dieses Zögern dauerte nicht lange. Bald umspielte ein spöttisches Lächeln seine Lippen. Sich in die Schlucht hinabstürzend, beeilte er sich, Fräulein von Barjac einzuholen.

Die Hütte war eigentlich weiter nichts als eine Felsenhöhle, an welcher man von Erde und Baumstämmen eine plumpe Fassade angebracht hatte. Das Innere enthielt keinerlei Gerät als einen Holzblock, welcher bestimmt war, als Sitz zu dienen. Kein Wirtschaftsgerät, kein an der Wand hängendes Kleidungsstück verriet den dauernden Aufenthalt seines Bewohners. Eine Schicht Farnkraut verbreitete darin einen angenehmen Duft. Dieses einfache Lager schien übrigens noch gar nicht gebraucht worden zu sein, wie man an der Frische dieser Pflanzen erraten konnte, welche ohne Zweifel noch vor wenigen Stunden die Abhänge des gewaltigen Berges geschmückt hatten.

Die Hütte hatte daher trotz ihrer Nacktheit nichts Abstoßendes. Nichtsdestoweniger machte ein eigentümlicher Umstand Laroche und Christine betroffen.

Laroche-Boisseau gewahrte nämlich in dem dunklen Winkel einen ziemlich umfangreichen Gegenstand, dessen Beschaffenheit er nicht sogleich erkennen konnte. Er entfernte mit den Füßen das Moos, womit er bedeckt war, und siehe da, es war ein noch mit seiner Wolle bedecktes Lammviertel.

»Was!«, rief er, indem er dieses blutige Fleisch sofort in einer Felsenspalte verschwinden ließ, »sollte unser Freund Jeannot den Imbiss der Bestie des Gévaudan teilen?«

»Es wäre in der Tat nicht unmöglich, dass dieser Mensch von dem lebte, was der Wolf übrig lässt«, entgegnete Christine, indem sie die Augen abwendete. »Er ist kaum weniger

wild wie dieses Tier selbst. Aber«, setzte sie eilig hinzu, »wir haben uns mit diesem Vagabunden nun genug beschäftigt. Die Treiber beginnen sich uns zu nähern. Das Tier kann nicht verfehlen, bald hier vorbeizukommen, wenn es nämlich durch diesen Engpass entrinnen will. Ich werde daher meine Büchse wieder laden und kann dann vom Fenster dieser Hütte aus die Passage bewachen.«

»Hofft Ihr denn mit diesem Kinderspielzeug den furchtbaren Wolf zu erlegen, dessen Spur ich heute Morgen gesehen habe? Ich stehe Euch dafür, dass eine Kugel aus diesem niedlichen Gewehr sich auf seinem alten Fell platt schlagen würde. Wenn Ihr so sehr wünscht, das Tier zu schießen, so will ich Euch gern meine schwere Kugelbüchse überlassen, die ich selbst mit einem doppelten Stangenposten geladen habe.«

»Ich danke, Baron«, rief Fräulein von Barjac, indem sie die schwere Kugelbüchse ergriff, welche sie kaum heben konnte. »Das ist von einem Jäger eine Selbstverleugnung, deren Wert ich lebhaft erkenne. Bei meinem Leben! Ich werde dieses Opfer niemals vergessen!«

Sie öffnete halb den kleinen Fensterladen der Hütte und legte die Kugelbüchse so an, dass sie mit leichter Mühe auf alles schießen konnte, was in der Schlucht zum Vorschein kommen würde.

Laroche-Boisseau betrachtete sie mit leidenschaftlicher Bewunderung.

»Liebe Christine«, sagte er endlich, »Ihr habt keine Eile, der Wald ist sehr umfangreich und sehr dicht. Das Tier wird ihn ohne Zweifel nur im äußersten Notfall verlassen. Wenn es übrigens sich entschließt, durchzubrechen, so werden wir durch die Schüsse und den Ruf der Jäger davon benachrichtigt.«

tigt werden. Glaubt daher meiner Erfahrung. Ermüdet Euch nicht durch langes Stehen an diesem Fenster und ruht lieber ein wenig aus. Dieser Ritt, dieses Ersteigen des Berges hat Euch notwendig ermüden müssen. Ich bitte, setzt Euch, wäre es auch nur auf einen Augenblick.«

Christine fühlte in der Tat einige Ermüdung, und andererseits wagte sie auch nicht, die verbindlichen Aufforderungen ihres Begleiters zurückzuweisen.

Indem sie daher die Kugelbüchse gegen die Luke angelehnt stehen ließ, sagte sie zum Baron mit widerstrebender Miene: »Wohlan, ich glaube Euch. Wenn ich aber die Gelegenheit, das Tier zu schießen, versäume, so verzeihe ich es Euch niemals.«

Laroche-Boisseau ergriff ihre Hand und führte sie zum Holzbock, dem einzigen Sitz, den die Hütte darbot. Er setzte sich zu ihren Füßen in das duftende Farnkraut und begann sie mit funkelnden Augen zu betrachten.

Fräulein von Barjac wurde darüber nicht unruhig. Sie hatte ihren Hut abgenommen und strich sich die durch den Marsch in Unordnung geratenen Locken nachlässig von der Stirn zurück.

»Christine, teure Christine«, sagte der Baron mit zitternder Auflegung nach kurzem Schweigen, »wisst Ihr, dass Ihr eben sowohl die Tapferste und Mutigste als auch die Schönste aller Frauen seid?«

Fräulein von Barjac sah ihn ihrerseits mit gut gelaunter Miene an.

»Na, was fällt Euch denn ein?«, fragte sie boshaft. »Auch Ihr spielt den Galanten gegen mich? Das ist ja Verräterei!«

»O, sprecht nicht in diesem spottenden Ton mit mir, Christine, reizende Christine!«, rief Laroche-Boisseau, indem er

ihre Hand mit Küssen bedeckte. »Da der Zufall oder vielmehr mein guter Stern uns ohne Zeugen zusammenführt, so erlaubt mir Euch zu sagen, wie sehr ich Euch liebe!«

Vergebens versuchte Christine sich loszumachen.

»Morbleu! Baron!«, hob sie ungeduldig wieder an, »lasst mich doch. Ich bin keine Zierpuppe, aber ich will, dass man in gehöriger Entfernung mit mir spreche und mich in meinen Bewegungen nicht beenge.«

»Ihr sollt mir nicht entrinnen, Anbetungswürdige! Noch einmal, es ist mein guter Stern, der Euch auf diese Weise in dieser einsamen Hütte fern von Zudringlichen und Schwatzaften in meine Macht gibt.«

»Lasst mich los! Tausend Teufel! Lasst mich los oder ich schwöre Euch ...«

»Glaubt Ihr mich vielleicht durch diesen Kolibrizorn zu schrecken? Er macht Euch nur um so verführerischer! Christine, ich liebe dich!«

Und er wollte sie umarmen. Fräulein von Barjac versuchte entrüstet ihn zurückzustoßen und rief so laut sie konnte, aber ihr Ruf schien sich unter dem Getöse verlieren zu müssen, welches immer noch von der Ebene heraufdröhnte.

Endlich jedoch gelang es ihr, eine ihrer Hände freizumachen. Indem sie sich bemühte, den Zudringlichen von sich abzuwehren, stieß sie an den Griff des Hirschfängers, den der Jäger an der Seite trug. Außer sich vor Zorn und Angst ergriff das ungestüme junge Mädchen die Klinge, riss sie aus der Scheide und stieß sie Laroche-Boisseau in die Brust.

Der Baron stieß einen Schmerzensruf aus.

Erschrocken über ihre Tat prallte Christine einige Schritte zurück, indem sie die blutige Waffe immer noch in der Hand behielt.

Die kostbare Uniform des Wolfsjägermeisters färbte sich rot. Laroche-Boisseau lehnte sich an die Wand der Hütte.

»Gut getroffen, meiner Treu!«, sagte er mit bitterem Lächeln. »Das kommt davon, wenn man sich an eine Heldin wagt. Dennoch glaube ich, ich habe nur bekommen, was ich verdiene.«

Er sank zusammen. Christine entfloh.

Wir wissen bereits, wie sie beim Heraustreten aus der Hütte dem Chevalier von Magnac und Legris begegnete, welche sich beide noch nicht von ihrem Schrecken über den wütenden Angriff der Bestie des Gévaudan erholt hatten, und man kann sich nun die Worte erklären, welche Christine an sie richtete.

Magnac hätte anfangs die Idee, seiner jungen Herrin zu folgen, welche mit der Schnelligkeit des Windes den Berg hinabeilte. Christines verstörte Miene aber, ihre beunruhigenden Worte, die blutige Klinge, welche sie ihm zu Füßen geworfen hatte, machte ihn glauben, dass er ihr vielleicht mehr nützen würde, wenn er sich von dem unterrichtete, was geschehen wäre.

Deshalb beeilte er sich den Hirschfänger aufzuheben und eilte Legris nach, welcher bereits in die Hütte eingetreten war. Sie fanden Laroche-Boisseau auf dem Boden sitzend, während er mit seinem Taschentuch das Blut zu stillen versuchte, welches aus seiner Wunde hervorquoll. Während der Chevalier sich mit forschendem Blick in der Hütte umschaute, hatte Legris sich zu seinem Freunde herabgeneigt und fragte mit Entsetzen:

»Großer Gott, mein lieber Baron, was ist denn geschehen? Sollte dieses verwünschte Mädchen ...«

»Ihr seht es, mein armer Legris,« entgegnete Laroche-Bo-

isseau, »so geschoren kann jemand wiederkommen, welcher ausgegangen ist, Wolle zu holen. Bei meiner Seele! Ich bin nicht übel bedient worden!«

Legris leistete ihm alle Hilfe, die in seiner Macht stand. Mittlerweile setzte der Chevalier von Magnac seine Umschau fort. Bei dem Anblick des Hutes Christines, der auf der Erde liegen geblieben war, erriet er die Wahrheit und murmelte kopfschüttelnd: »Ich wusste, dass früher oder später so etwas geschehen würde. Wenn man die Beschimpfung nicht flieht, so muss man sich darauf gefasst machen, beschimpft zu werden. Wohlan, nun wird sie mir wohl glauben.«

Es war Legris gelungen, die Wunde des Barons zu verbinden. Dieser hob, indem er immer noch zu scherzen versuchte, wieder an: »Morbleu! Meister Legris, Ihr behandelt mich so sorgfältig, als ob Ihr wüsstet, dass, wenn ich sterben sollte, es Eurem Vater große Mühe kosten würde, sich für meine Wechselbriefe Zahlung zu verschaffen. Ein Gläubiger ist der rechte Mann, wenn es gilt, einen Verwundeten zu pflegen.«

»Eure Wunde kann nicht sehr gefährlich sein, Laroche-Boisseau, da Ihr noch die Kraft und den Mut habt, darüber zu spotten. Aber ich bitte Euch, Herr Chevalier«, fuhr Legris zu Magnac gewendet fort, »werdet Ihr mir nicht in meinen Bemühungen um meinen unglücklichen Freund beistehen? Die Jagd ist verfehlt und die Bestie ist jetzt wahrscheinlich gegen jede sofortige Verfolgung gesichert. Beeilt Euch daher, die nächsten Jäger herbeizurufen. Es sind Wundärzte unter ihnen - lasst sie ohne Verzug hierherkommen. Also, Monsieur, erwacht aus Eurer Apathie, wenn es möglich ist. Die Sache verlohnt der Mühe. Ist es übrigens nicht an Euch, das Unheil wieder gut zu machen, welches Eure übermütige

Herrin angerichtet hat? Dieser Teufel im Weiberrock, dieser ...«

»Schweigt, Maître Legris«, unterbrach ihn der Chevalier in drohendem Ton: »Vergesst Ihr, von wem Ihr sprecht und mit wem Ihr sprecht?« Nach einer Pause hob er wieder an: »Ich werde Leute holen und man wird den Herrn Baron zum Schloss transportieren, denn anders kann man nicht, wenn man nicht zu schlimmen Vermutungen Anlass geben will. Vorher aber wollen wir uns verständigen, wenn es Euch beliebt. Der Herr Baron ist von niemandem verwundet worden. Der Herr Baron hat sich selbst verwundet, indem er in seinen Hirschfänger gefallen ist. Erzählt die näheren Umstände, wie Ihr wollt. Jeder aber, welcher diesen Unfall einer anderen Ursache zuschreiben wollte, würde durch mich auf bestimmte und entschiedene Weise Lügen gestraft werden. Habt Ihr mich verstanden, Ihr Herren?«

»Aber wie soll man denn ...«

»Der Chevalier von Magnac hat recht«, sagte Laroche-Boisseau mit matter Stimme. »Man muss die Geschichte erzählen, wie er es wünscht. Ich würde zu lächerlich erscheinen, wenn man von diesem dummen Abenteuer die Wahrheit erführe.«

»Sehr gut, meine Herren«, hob der Chevalier kaltblütig wieder an. »Nachdem dieser Punkt geregelt ist, haben wir uns über noch etwas zu verständigen. Ich wage zu hoffen, dass die Wunde des Herrn Barons nicht tödlich sein wird, und an dem Tag, wo er davon hergestellt ist, werde ich ihn um die Ehre bitten, mich an einem gewissen Ort zu treffen, damit wir eine gewisse Angelegenheit nach der Art und Weise schlichten, wie es unter Leuten von Stand herkömmlich ist. Es wird sehr leicht sein, einen Vorwand zu finden,

um nicht ehrenwerte und achtungswürdige Namen in Misskredit zu bringen. Ich schreibe mich daher im Voraus ein, damit Herr von Laroche-Boisseau, sobald der Augenblick da sein wird, mir vorzugsweise vor jedem anderen die Ehre erzeige, um welche ich ihn bitte.«

Der Baron konnte selbst nicht umhin zu lächeln, als er diese unzeitige Herausforderung erhielt.

»Wenn Euch so viel daran liegt«, entgegnete er, »so werde ich Euch diese Vergnügungspartie zur rechten Zeit und am rechten Ort nicht verweigern - dessen seid gewiss. Aber«, setzte er sofort hinzu, indem er mit Mühe einen Seufzer unterdrückte, »ich fürchte sehr, dass Ihr niemals das Vergnügen haben werdet, mich mit dem Degen in der Hand Euch gegenüberstehen zu sehen.«

»Das sollte mir unendlich leidtun, Herr Baron.«

»Na«, rief Legris ungeduldig, »ist es wohl dem gesunden Menschenverstand angemessen, einem unglücklichen Verwundeten ein Duell vorzuschlagen?«

Magnac wendete sich gegen den jungen Bürgerssohn und hob, indem er die höflichen Formen, die nach seiner Meinung nur einem Edelmann gegenüber zu beobachten waren, beiseitesetzte, in folgendem Ton wieder an: »Was Euch betrifft, Maître Legris, so werden wir uns auch wiedersehen. Ich werde Euch so lange Zeit lassen, wie Ihr braucht, um Euren Freund zu pflegen. Sobald er aber Eurer Hilfe nicht mehr bedarf, rechne ich darauf, dass Ihr mich um die Fortsetzung der Geschichte der Schlacht bei Fontenoy bitten werdet. Ich werde Euch sehr interessante Mitteilungen über die Art und Weise zu machen haben, auf welche wir in der Armee des Marschalls unverschämte Bürgerlummel traktierten, die sich unter uns schlichen. Bis dahin hütet Euch, mir allzu oft

in den Weg zu kommen. Dies ist ein freundschaftlicher Rat, den ich Euch gebe.«

Er entfernte sich mit majestätischem Schritt, während Legris die Beute einer doppelten Angst, für den Baron und für sich selbst, war.

Einige Augenblicke später kamen eine Menge von dem angeblich geschehenen Unfall in Kenntnis gesetzte Jäger in die Hütte der Eberschlucht. Laroche-Boisseau war jetzt ohne Besinnung. Die Ärzte, welche seine Wunde untersuchten, erklärten anfangs, dass sie außerordentlich gefährlich sei. Nachdem man den Baron besser verbunden hatte, als Legris es imstande gewesen war, legte man ihn auf eine improvisierte Tragbahre und schickte sich an, ihn zum Schloss zu transportieren.

Der Chevalier Magnac aber schien, nachdem die ersten Befehle erteilt waren, sich nicht mehr mit dem Verwundeten zu beschäftigen. Seine ganze Aufmerksamkeit wendete sich nun seiner Herrin zu, deren Aufregung und Verstortheit er sich mit Unruhe erinnerte. Er ging zu den *vier Ecken* hinunter, wo Christine ihr Pferd gelassen hatte. Die Diener erklärten, dass sie vor wenigen Augenblicken zurückgekommen sei, um es wieder zu besteigen, und dass sie dann in den Wald hineingeritten sei, ohne jemanden zu erlauben, ihr zu folgen.

Magnac begab sich nun zum Schloss. Fräulein von Barjac aber war auch dort nicht, wohl aber war Buch allein und mit herabhängendem Zügel in den Stall zurückgekehrt.

Immer unruhiger eilte Magnac nun wieder zurück in den Wald und erkundigte sich bei den zahlreichen Jägern, welche sich nach dem verfehlten, zwecklosen Treiben zerstreuten. Keiner von ihnen hatte Fräulein von Barjac gesehen.

Der arme Chevalier wurde ärgerlich. Die Zeit verging, der Tag neigte sich schon, ein Gewittersturm war im Anzug und Fräulein von Barjac kam noch immer nicht zum Vorschein.

Kapitel II

DER FORSTHÜTER FARGEOT

Am Morgen desselben Tages war Leonce munter und ohne Fieber in dem Zimmer erwacht, welches er in Mercoire bewohnte. Infolge der sorgsamten Pflege, welche er von den Leuten des Hauses und ganz besonders von der würdigen Nonne erfuhr, war seine Wunde auf dem besten Wege zur Heilung, und mit Ausnahme der Schwäche, welche eine Folge des Blutverlustes war, schien er kaum noch etwas davon zu fühlen.

Wenn aber auch der Körper sich in einem befriedigenden Zustand befand, so war dagegen der Geist durchaus nicht ruhig. Die Neuheit der Lage, die Mitteilungen seines Onkels und mehr als dies alles, gewisse frische Erinnerungen erhielten den jungen Mann in fortwährender Aufregung.

Zuweilen verhielt er sich schweigsam und träumerisch, dann überhäufte er seinen Krankenwärter mit anscheinend gleichgültigen Fragen, die aber einen verborgenen Zweck haben mussten.

Vielleicht war dieser Zweck für den Prior und für die Schwester Magloire selbst kein Geheimnis, denn sie wechselten bei jeder ein wenig zu direkten Frage Leonces verstohlene Blicke des Einverständnisses.

Der junge Mann bemerkte dies und seine Aufregung stieg

dadurch nur umso höher. Es dauerte nicht lange, so sprach er davon, dass er aufstehen, in den Salon hinuntergehen und an der Jagd teilnehmen wolle.

Vergebens stellte man ihm vor, wie gefährlich jede Bewegung sein würde, ehe noch seine Wunde ordentlich vernarbt wäre. Er wollte nicht darauf hören.

Um ihn daher zu beruhigen, musste man ihm gestatten, dass er sich ankleide, obwohl dies nur unter der Bedingung geschah, dass er das Zimmer nicht verlassen, sondern in einem Sessel am Fenster sitzen bleiben würde, von welchem man die Aussicht auf den großen Hof des Schlosses hatte.

Man nahm aus Leonces Mantelsack andere Kleider, weil die, welche er getragen hatte, durch das Ereignis im Wald zu sehr gelitten hatten.

Der gute Prior ließ es sich nicht nehmen, an seinem Pflege-
sohn die Dienste eines Kammerdieners zu verrichten. Als der junge Mann angekleidet war, als Schwester Magloire seinen kranken Arm in eine Binde gelegt hatte, setzte man ihn an das Fenster und er schien Vergnügen daran zu finden, die Menge zu betrachten, welche in dem Hof unaufhörlich ging und kam.

Der Pater Bonaventura und Schwester Magloire benutzten diesen Augenblick, um in den Salon hinabzugehen, wo andere dringende Pflichten ihre Anwesenheit nötig machten. Sie ließen Leonce ruhig seine Beobachtungen fortsetzen.

Als der Prior eine Stunde später allein wieder hinaufkam, ging sein Neffe, der seinen Sessel verlassen hatte, mit geröteten Wangen und in außerordentlicher Gemütsbewegung in dem Zimmer auf und ab.

Leonce lief, als er ihn sah, auf ihn zu und sagte mit erstickter Stimme: »Mein Onkel, mein guter Onkel, ich beschwöre

Euch, führt mich fort von hier! Ich bin jetzt wieder wohl auf, ich werde wieder reisen können. O, ich bitte Euch, lasst mich nicht länger in diesem Haus, wenn Ihr nicht wollt, dass ich vor Wut und Kummer hier sterbe!« Er brach in Tränen aus.

Der Pater Bonaventura, der durch diesen unerwarteten Ausbruch ebenso überrascht wie betrübt wurde, nötigte Leonce, seinen Platz wieder einzunehmen.

»Was ist denn geschehen, mein Kind?«, fragte er in gutigem Ton. »Du warst ja vorhin so ruhig! Woher kommt dir dieser so heftige und plötzliche Entschluss?«

Der junge Mann öffnete den Mund, als ob er ein Geständnis ablegen wollte, aber ein geheimes Gefühl hielt ihn zurück und er senkte schluchzend den Kopf.

Der Prior setzte sich neben ihn. »Wohlan, Leonce«, fuhr er fort, »sprich dich freimütig aus. Hast du kein Vertrauen mehr zu mir, deinem Vater, deinen besten Freund? Was ist dir begegnet? Wer hat denn während meiner Abwesenheit mit dir gesprochen?«

»Niemand, mein Onkel.«

»Nun, was hast du denn also durch dieses Fenster gesehen, was dich so trostlos gemacht hat?«

»Nichts, nichts, mein Onkel, ich versichere es Euch.«

Der Vater Bonaventura heftete einen zugleich wohlwollenden und forschenden Blick auf ihn.

Leonce ertrug diese Prüfung mit sichtbarer Befangenheit.

»Gut! Jetzt weiß ich es«, hob endlich der Mönch lächelnd an, »wahrscheinlich hast du diese junge Törin, Fräulein von Barjac, mit dem Baron von Laroche-Boisseau fortreiten gesehen und bist über die anscheinende Vertraulichkeit empört, welche zwischen ihnen herrschte. Ist es nicht so?«

»Und warum sollte ich erstaunt oder betrübt über das sein,

was die Dame dieses Schlosses tut?«, fragte Leonce in trockenem Ton und ohne die Augen aufzuschlagen. »Was geht es mich an, wenn es Fräulein von Barjac beliebt, zu kokettieren, und wenn sie in Begleitung eines solchen Wüstlings, wie der Baron sein soll, im Wald herumstreicht? Dennoch aber, mein Onkel«, fuhr er in verändertem Ton fort, »sollte die Mündel der Abtei Frontenac sich nicht mit dieser sie kompromittierenden Leichtfertigkeit betragen. Besitzt Ihr nicht volle Autorität über dieses unkluge, junge Mädchen bis zur Zeit ihrer Verheiratung? Und könnt Ihr zugeben ...«

»Mein lieber Sohn«, unterbrach ihn der Prior in sanftem Ton, »vergiss nicht, dass diese arme Christine nicht nach der gewöhnlichen Regel beurteilt werden darf. Sie beging gestern Abend eine noch weit größere Unangemessenheit, als sie dich trotz des kaum verhehlten Lächelns aller Bewohner des Schlosses in ihren Armen forttrug, und es ist dir nicht eingefallen, dich darüber zu beklagen. Fräulein von Barjac ist ein rechtschaffenes Mädchen und besitzt Energie genug, um jedem Respekt zu lehren, der denselben aus den Augen setzen sollte.«

»Glaubt Ihr das, mein Onkel? Vergesst Ihr denn die Drohungen, welche der Baron erst gestern an Euch richtete, als er Euch sagte, dass er Euch und der ganzen Welt zum Trotz Fräulein von Barjac nötigen wolle, ihn zu lieben? Hat er Euch nicht offen herausgefordert, es zu verhindern? Und er hatte recht, mein hochwürdiger Vater – ja, er hatte recht, denn sie liebt ihn schon. Sie liebt ihn, das versichere ich Euch. Ich sehe es an dem liebkosenden Blick, welchen sie ihm soeben zuwarf – hier unter meinem Fenster. Ich sehe dies an dem Stolz und der Freude, die sich in den Zügen dieses insolenten Edelmannes malte!«

Indem er seine Hand an die Stirn legte, ließ er abermals seinen Tränen freien Lauf. Der Mönch schien zwischen nachsichtigem Mitleid und Gefühlen ganz anderer Art zu schwanken.

»Na, mein lieber Leonce«, hob er in verlegenem Ton wieder an, »klage nicht so. Wie du eben selbst fragtest, was geht dich das Benehmen des Fräuleins von Barjac an? Doch nein«, setzte er sofort sich verbessernd hinzu, »es geht dich viel an, das weiß ich gewiss, und du bestimmst mich, dir Dinge mitzuteilen, über welche ich vielleicht noch schweigen sollte. Lass den Mut nicht sinken. Wie unerfahren ich in solchen Dingen auch sein mag, so glaube ich doch, dass Fräulein von Barjac den Baron von Laroche-Boisseau nicht liebt.«

Er schwieg. Leonce war sehr überrascht und seine Tränen trockneten sofort.

»Mein Onkel«, rief er, während sein Herz gewaltig klopfte, »ich beschwöre Euch – erklärt Euch näher.«

»Ich kann mich nicht weiter erklären«, entgegnete der Prior, »ich sage dir bloß nochmals, dass trotz des frivolen Anscheins Fräulein von Barjac den Herrn von Laroche-Boisseau nicht liebt und dass, wenn sie ihn auch liebte, der abscheuliche Lebenswandel des Barons, der schlimme Zustand seines Vermögens und ganz besonders seine Religion zwischen ihm und ihr eine unübersteigbare Schranke aufrichten würden. Nein, niemals wird unsere schöne und reiche Mündel die Beute eines solchen Mannes werden. Ist einmal dieser Bewerber beseitigt, so steht die Bahn allen anderen Bewerbungen offen – dafern sie nämlich vernünftig sind.«

»Und würdet Ihr«, fragte Leonce kaum atmend, »zu diesen vernünftigen Bewerbungen auch die eines armen Knaben ohne Herkunft und fremd in der Welt zählen, welchen es

wagte, seine Augen zu dieser reichen und vornehmen Erbin zu erheben?«

»Warum nicht, Leonce?«, fragte der Pater Bonaventura ruhig.

Der junge Mann schlang seinen Arm um den Hals des Priors.

»Wäre es möglich, mein Freund, mein Wohltäter, mein Vater?«, rief er entzückt. »Seid Ihr, der Ihr stets so klug und weise seid, seid Ihr es wirklich, der mit mir so spricht? Es ist mir seit gestern, ich weiß selbst nicht warum, der Gedanke gekommen, dass meine Liebe kein Geheimnis für Euch sei und dass Ihr vielleicht ohne Zorn sie habt entstehen sehen. Mein Onkel, sagt mir die Wahrheit, was soll ich hoffen? Was soll ich glauben? Könnte ich in der Tat ohne Tollkühnheit nach der Hand dieser reizenden Christine trachten?«

»Ja, Leonce«, entgegnete der Mönch, von seinem Gefühl hingerissen. »Du hast bis jetzt meine halben Worte und meine Zurückhaltung nicht verstehen wollen, da du mich aber in dieser Beziehung drängst, so wisse denn: Es ist von meinem Neffen bis zur einzigen Tochter und Erbin des Grafen von Barjac nicht gar so weit.«

»Es ist also wahr? Ihr, mein Onkel, Ihr ermutigt mich selbst in diesen so gewagten, so kecken Hoffnungen?«

»Mache dir keine Illusionen, mein Sohn«, entgegnete der Prior, indem er den Kopf schüttelte, »und noch einmal sage ich dir: Hüte dich, zu schnell und zu weit zu gehen. Alles wird von gewissen Ereignissen und von dem Willen, ganz besonders von den Launen des Fräuleins Christine abhängen. In der Tat können wir allerdings unsere unlenksame Mündel verhindern, eine schlimme Wahl zu treffen, aber es steht uns nicht zu, ihr die Wahl aufzunötigen, die wir getrof-

fen haben. An denen, welche sich ihrer würdig glauben, ist es, ihr Gefühle der Achtung und Zuneigung einzuflößen. Wenn ich es gestehen soll, so hast du, Leonce, nach meiner Meinung mehr Aussicht auf Erfolg als irgendjemand.«

»Auf diese einzige Hoffnung hin bin ich bereit, mein Onkel, meine ganze Zukunft, mein Glück aufs Spiel zu setzen. Ich hatte geglaubt, Fräulein von Barjac empfinde beinahe Abneigung gegen mich und ich dachte – aber ohne Zweifel habe ich mich geirrt. Ich verlasse mich auf Euch, denn ich weiß, dass Ihr mich weder täuschen wollt noch täuschen könnt. O Christine! Es ist mir also erlaubt, dich ohne Furcht und ohne Reue zu lieben!«

Der Prior versuchte mit seiner salbungsvollen, überredenden Stimme den jungen Mann zu einem größeren Grad von Maß und Zurückhaltung in seinen Gedanken zurückzuführen. Er zeigte ihm, wenn auch noch in unbestimmter Weise, dass viele Schwierigkeiten sich der Verwirklichung seiner Wünsche in den Weg stellen könnten.

Leonce hörte kaum darauf. Das neue Licht, welches seine naive Liebe beleuchtete, berauschte ihn nach so langer Dunkelheit und so vielen geheimen Befürchtungen und Qualen.

Sein Onkel begann daher ihn die möglichen Folgen dieser Leidenschaft auf ruhigere Weise betrachten zu lassen, als leise an die Tür gepocht wurde und Schwester Magloire zu Leonces großem Bedauern das Gespräch unterbrach.

Die Nonne sah befangen und verlegen aus.

»Mein ehrwürdiger Vater«, sagte sie mit beinahe leiser Stimme, »Fargeot sieht unten, jener ehemalige Untertan von Varinas, den Ihr zum Oberforsthüter von Mercoire ernannt habt. Er hätte eigentlich mit den anderen der Treibjagd beiwohnen sollen, aber er hat sich davon dispensiert, weil er

mit Euch über eine Angelegenheit sprechen will, welche, wie er sagt, außerordentlich dringend ist. Vergebens habe ich ihm vorgestellt, dass Ihr mit Beschäftigungen überhäuft seid, dass Ihr Rechnungen durchzusehen hättet und dass die Krankheit Eures Neffen alle Eure Augenblicke in Anspruch nähme. Er wollte nichts davon hören und nahm gegen mich einen fast drohenden Ton an. Dadurch schüchterte er mich dermaßen ein, dass ich nicht umhinkonnte, ihn in das kleine gelbe Zimmer zu führen, wo er Euch erwartet.«

»Ihr habt wohl daran getan, meine Schweißer«, entgegnete der Prior, indem er sich eilig erhob. »Es ist in der Tat notwendig, dass ich Fargeot spreche. Sagt ihm, er solle nicht ungeduldig werden. Ich würde sogleich hinunterkommen.«

Schwester Magloire schien sich sehr über die Nachgiebigkeit zu wundern, welche der einflussreiche Würdenträger von Frontenac einem Forsthüter gegenüber zeigte, doch machte sie keine Bemerkung, sondern verneigte sich tief und verließ das Zimmer, um die Befehle des Paters auszuführen.

Dieser blieb mit gedankenvoller Miene stehen.

»Leonce«, hob er wieder an, »ich sagte, dass noch viele Hindernisse sich der Ausführung unserer Pläne entgegenstellten. Hier ist vielleicht ein neues, auf welches ich nicht gerechnet hatte. Beeile dich daher nicht, dich übertriebenen Hoffnungen hinzugeben. Das Werk deines Glückes wird vielleicht ein sehr mühsames sein, aber dennoch Mut! Setzen wir unser Vertrauen auf Gott.«

Er verließ mit sichtbarer Eingenommenheit seiner Gedanken das Zimmer. Leonce überließ sich, als er allein war, noch einige Augenblicke lang seinen lachenden Ideen, trotz der beunruhigenden Warnung des Priors. Dann begann er wieder durch das Fenster zu schauen. Der Hof war aber jetzt

leer und das Schloss selbst schien ihm verlassen zu sein. Eine fieberhafte Ungeduld bemächtigte sich seiner.

»Sie kommt nicht wieder«, murmelte er. »Wo kann sie sein? Ohne Zweifel bei dem Baron, der sie mit Komplimenten und Schmeicheleien betäubt. Wenn mein Onkel die Gesinnungen des Fräuleins von Barjac gegen diesen stolzen Wüstling dennoch falsch beurteilt haben sollte! Der Prior ist ein Mann von Weisheit und Erfahrung, aber ich zweifle, dass er in einer solchen Sache – wenn es wahr wäre!«

Er ging mit raschen Schritten im Zimmer auf und ab. »Wohlan«, fuhr er wie von einer Idee betroffen fort, »warum soll ich nicht selbst beurteilen, was vorgeht? Ich bin wohlauf – alle meine Kräfte sind zurückgekehrt. Es wird mir leicht sein, mich, ohne bemerkt zu werden, dieser schönen und launenhaften Christine zu nähern! Ja, ja! Das ist der rechte Weg – gehen wir. Mein Onkel wird nicht sobald wieder heraufkommen, und übrigens, wenn er mich nicht wiederfindet, so wird er ganz gewiss erraten, wo ich sein kann. Ich will diese teure Christine wiedersehen, welche es mir endlich erlaubt ist zu lieben.«

Er ging die große Treppe hinunter, ohne jemanden zu begegnen, und erreichte den inneren Hof, welcher als Reitbahn diente. Von dieser Seite stand das in den Wald führende Gitter zur Bequemlichkeit der Jäger weit geöffnet. Leonce eilte vor Ungeduld und Freude, vielleicht auch vor Eifersucht zitternd, rasch in den Wald hinein.

Der Pater Bonaventura seinerseits hatte seine Schritte zum Gemach gerichtet, wo man ihn erwartete. Dieses mit einem alten Möbel von gelbem unechten Samt – woher es seinen Namen hatte – versehene Zimmer diente als Rechnungsbüro. Es war mit Brettgestellen und auf diesen stehenden Regis-

tern mit kupfernen Schließhaken angefüllt, welche den mit Bezahlung ihrer Zinsen in Rückstand befindlichen Pächtern sehr wohl bekannt waren. Hier hielten sich gewöhnlich der Chevalier von Magnac und Schwester Magloire auf, welche sich die Verwaltung des Schlosses teilten, wenn ihr Dienst sie nicht in Fräulein von Barjacs Nähe rief.

Die Aufmerksamkeit des Priors richtete sich zunächst auf die Person, deren Besuch man ihm gemeldet hatte.

Fargeot, der Oberforsthüter, war ziemlich sechzig Jahre alt. Er war dick, untersetzt und seine Korpulenz schien die schöne, grüne Uniform mit vergoldetem Bandelier sprengen zu wollen, welche er heute angelegt hatte. Sein aufgedunsenes, rotfleckiges Gesicht verriet, dass er dem Trunk frönte. Dennoch aber verkündete sein graues Auge noch nicht den Stumpfsinn, welchen diese Leidenschaft endlich herbeiführt, sondern funkelte zuweilen vom Ausdruck der List und Schlauheit.

Ohne Rücksicht auf die Nonne, welche in der Hierarchie des Hauses einen weit höheren Rang einnahm als er, hatte Fargeot sich in einen Sessel geworfen, welcher unter seiner Last zusammenzubrechen drohte, und spielte nachlässig mit seinem Stock mit elfenbeinernem Knopf. Trotz der Ungezwungenheit seiner Manieren versuchte der Forsthüter beim Anblick des Priors sich auf seine Elefantenbeine zu erheben, sank aber schwerfällig wieder nieder. Ein zweiter Versuch derselben Art war ebenfalls nicht glücklicher.

Bonaventura lächelte und gab ihm durch einen Wink zu verstehen, dass er sich nicht weiter bemühen solle.

»Guten Tag, Fargeot, guten Tag!«, sagte er in freundschaftlichem Ton. »Ihr befindet Euch wohl, wenn ich mich nicht irre. Gott verzeihe mir, Ihr seid seit dem letzten Mal, wo ich

Euch sah, noch dicker geworden, obwohl ich es nicht für möglich hielt.«

Er setzte sich dem Oberforsthüter gegenüber. Dieser verzichtete endlich auf seine verzweifelten Versuche, sich aufzurichten.

»Na, mein hochwürdiger Vater«, antwortete er mit heiserer Stimme, »da Ihr es erlaubt - in der Tat, ich bin nicht mehr recht flink auf den Beinen. Man hat gar so viel zu tun! Tag und Nacht muss man hinter den Wild- und Holzdieben herlaufen und die fortwährende Bewegung und Anstrengung macht den Körper oft stärker, als man selbst wünscht.«

»Ich hätte geglaubt«, sagte Schwester Magloire in etwas bitterem Ton, »dass der Müßiggang, aber nicht die Anstrengung ein solches Ergebnis herbeiführen könnte. Was Ihr auch sagen möget, Meister Fargeot, die Wild- und Holzdiebe halten Euch nicht vom Schlaf ab. Ihr sitzt fortwährend in dem Wirtshaus zu Cransac und Eure arme Tochter Marion bleibt allein daheim. Selbst in diesem Augenblick scheint Ihr nicht mehr nüchtern zu sein. Der hochwürdige Pater muss dies ebenso gut bemerkt haben, wie ich. Ich überlasse es ihm, zu beurteilen, ob dies ein angemessenes Betragen für einen Oberforsthüter von Mercoire ist.«

Fargeot war in der Tat in das Wirtshaus eingekehrt, ehe er in das Schloss kam. Die Trunkenheit verhinderte ihn augenscheinlich ebenso sehr wie seine Korpulenz, sich auf den Beinen zu halten. Bonaventura aber hatte vielleicht seine Gründe, um den Fehler des Forsthüters nicht allzu lebhaft zu rügen und begnügte sich, nachsichtig mit dem Kopf zu schütteln.

Fargeot dagegen zeigte sich durch die Vorwürfe der Schwester sehr gereizt. Die rote Farbe seines Gesichtes war

in dunklen Purpur übergegangen. Er atmete gewaltig, auf die Gefahr hin, durch die Erweiterung seiner umfangreichen Brust seine Staatsuniform zu zersprengen.

»Und was geht das Euch an, Nonne?«, fragte er mit seiner heiseren Stimme. »Was habt Ihr Euch um das Benehmen der Forsthüter zu kümmern? Ich habe von niemandem Befehle zu empfangen als von dem Fräulein, unserer Herrin, oder von dem hier gegenwärtigen hochwürdigen Pater. Was die anderen betrifft, mögen es Chevaliers oder Nonnen sein, so ...«

»Ruhe!«, unterbrach ihn der Prior. »Wie, Fargeot, wollt Ihr denn den Respekt gegen die gute Schwester Magloire aus den Augen setzen? Und Ihr, meine Schwester, vergesst Ihr, dass man einem alten Diener wie Fargeot vieles zugutehalten muss?«

»Ach mein Gott!«, entgegnete Schwester Magloire in sanftem Ton. »Ich verzeihe alles, was Ihr wollt. Euer Hochwürden weiß recht wohl, wie man handeln muss. Und da Ihr mir unrecht gebt, so habe ich nichts weiter zu sagen. Indessen, wenn man die Herrschaft von einem Müßiggänger und Trunkenbold befreit hätte, welcher hier nur ein Gegenstand des öffentlichen Ärgernisses ist ...«

»Na, na, Schwester Magloire! Zeigt doch ein wenig mehr Liebe und Nachsicht gegen Euren Nächsten.«

»Man will sich meiner entledigen!«, rief der dicke Fargeot, indem er sich in seinem Sessel wie ein Besessener gebärdete. »Habt Ihr das gehört, hochwürdiger Vater? Sagt ihr doch, dass man mich nicht auf diese Weise verabschiedet; dass ich noch lange auf dem Gebiet von Mercoire sein werde, nachdem sie selbst davon verjagt worden sein wird. Ja, ja, sagt ihr das, Pater Prior. Ich will, dass Ihr es ihr sagt!«

»Wie!«, rief der Prior, indem er ihm einen imposanten Blick zuwarf.

Der eingeschüchterte Forsthüter stammelte einige Entschuldigungen.

»Es ist gut«, hob Bonaventura wieder an. »Liebe Schwester, lasst mich einen Augenblick mit Meister Fargeot allein. Wie Ihr bemerkt haben werdet, ist er nicht in seiner gewöhnlichen Verfassung und dies muss bis zu einem gewissen Grad seine allerdings nicht ganz ziemlichen Worte entschuldigen. Ich werde aber mit ihm sprechen und ihm ohne Zweifel eine tiefe Reue über seinen Fehler einflößen.«

»Das gebe Gott, mein hochwürdiger Vater!«, entgegnete die Nonne in schmollendem Ton.

Sie verließ das Zimmer. Sobald sie hinaus war, erhob sich Pater Bonaventura, um die Tür von innen zu verriegeln. Dann begab er sich auf seinen Platz zurück und sagte in strengem Ton: »Was soll dieses Benehmen bedeuten, Meister Fargeot? Wie könnt Ihr wagen, auf diese Weise die Stimme zu erheben? Seid Ihr denn unverbesserlich? Kann das Alter nicht jene unedlen Laster überwinden, welche schon Euer Unglück und das Eurer Familie herbeigeführt haben? Das ist unrecht, Fargeot, sehr unrecht, und wenn Ihr Euch nicht bessert, so werde ich Euch meine Güte entziehen.«

Anfangs hatte der Forsthüter, als er diese verdienten Vorwürfe hörte, den Kopf gesenkt, die Drohungen aber äußerten einen ganz entgegengesetzten Eindruck auf ihn.

»Ihr wollt mir Eure Güte entziehen, hochwürdiger Herr?«, antwortete er, indem er spöttisch den Mund verzog. »Ohne Zweifel werdet Ihr es Euch zweimal überlegen, ehe Ihr gegen einen alten Bekannten mit Strenge verfährt.«

»Darauf verlasst Euch nicht, Fargeot. Schon seit langer Zeit

erheben sich zahlreiche Klagen gegen Euch, und wenn dies so fort dauert, so werde ich trotz der Erinnerung an Eure arme Frau, trotz meines Interesses für Eure arme Tochter, welche Ihr, wie ich weiß, sehr betrübt, Euch von dieser Herrschaft fortschicken und dann werdet Ihr wohl sehen, was aus Euch wird.«

»O, steht die Sache so, mein hochwürdiger Herr?«, entgegnete der Forsthüter. »Ihr müsst nicht so hart gegen einen Mann sein, welcher weiß, was ich weiß. Auch ich habe schon lange gewünscht, unter vier Augen mit Euch zu sprechen. Jedes Mal aber, wenn Ihr nach Mercoire kommt, sollte man darauf schwören, dass Ihr Euch vornehmt, Euch vor mir zu verbergen. Heute wenigstens aber wird dies nicht der Fall sein, und da ich Euch einmal habe, so sollt Ihr mir auch nicht entschlüpfen.«

»Ich sollte mich vor Euch verbergen? Ich sollte Euch entschlüpfen wollen? Guter Mann, haben denn die Dämpfe des Weines Euren Verstand so sehr umdunkelt, dass Ihr vergesst, wen Ihr vor Euch habt? Aber«, setzte der Mönch in ruhigerem Ton hinzu, »ich darf Euch nicht glauben lassen, dass der Prior von Frontenac Euch aus Furcht oder aus irgendeinem seiner unwürdigen Gefühle vermeide. Was habt Ihr mir zu sagen, Fargeot? Sprecht dreist - ich höre.«

Und er richtete sich majestätisch in die Höhe.

Der Forsthüter verriet trotz seiner bisherigen Dreistigkeit einige Befangenheit.

»Na, mein hochwürdiger Herr, erzürnen wir uns nicht«, sagte er endlich mit vertraulichem Lächeln. »Was verlange ich denn? Weiter nichts, als dass wir uns in Zukunft auch so verstehen wie in der Vergangenheit. Und wenn ich Euch nur ein wenig fügsam finde, so sollt Ihr niemals Euch über mich

zu beklagen haben. Mit einem Wort, Ihr habt mir und den meinen stets Euren Schutz gewährt. Fahrt fort, gut gegen uns zu sein und ich werde nicht undankbar sein - das versichere ich Euch.«

»Aber, Fargeot, wie habt Ihr für Eure Person diesen Schutz verdient? Eure Pflichtwidrigkeiten sind mit den Jahren nur immer größer geworden, und wenn ich meiner gerechten Entrüstung gefolgt wäre, so hätte ich Euch den unvermeidlichen Folgen Eurer Laster überlassen. Aber Ihr standet seit langer Zeit in dem Dienst der Grafen von Varinas. Eure Frau Margarethe war die Amme des jungen Vicomte gewesen, welcher in frühem Alter auf so unglückliche Weise seinen Tod fand. Eure Tochter Marion war die Milchschwester dieses armen Knaben gewesen - aus allen diesen Gründen musste ein Freund der Familie der alten Herren versuchen, Euch der Not, dem Mangel zu entreißen. Deshalb machte ich es nach dem Tod Eurer Frau Euch möglich, Varinas, wo Euer schlechter Lebenswandel Euch die allgemeine Verachtung zugezogen hatte, zu verlassen und ich berief Euch in diese Gegend, um Euch zum Oderforsthüter von Mercoire zu machen. Ich hoffte, dass Ihr zurückgezogen in einem Häuschen mitten im Wald, fern von Euren Zechgenossen, unter der Herrschaft neuer Gebieter, die keine Rücksicht gegen Euch zu nehmen hatten, Euch eine andere Lebensweise angewöhnen und jede Gelegenheit fliehen würdet, wieder in Eure schlimmen Gewohnheiten zu verfallen. Stattdessen aber beharrt Ihr bei denselben. Trotz dieser ungeheuren Korpulenz, welche Ihr Eurer unheilbaren Faulheit verdankt, findet Ihr die Kraft, jeden Tag eine starke Meile zurückzulegen, um nach Cransac zu gehen und in dem dortigen Wirtshaus das ganze Geld zu vertun, welches Ihr einnehmt. Eure arme

Tochter ist fortwährend allein in dem Waldhaus und oft fehlt es ihr, wie man mir gesagt hat, an dem Notwendigsten. Ich frage Euch aufs Gewissen, Fargeot, glaubt Ihr, dass irgendeine Rücksicht mich bestimmen könne, noch länger dergleichen Dinge zu dulden? Es gibt eine Grenze, über welche hinaus die Nachsicht zum Verbrechen wird.«

»Gut! Gut! Ihr werdet also auch ferner nachsichtig sein. Seid es, mein hochwürdiger Vater, ich rate es Euch in Eurem eigenen Interesse. Ich räume meine Fehler ein. Ich bin ein flotter Kumpan, welcher gern lacht und trinkt. Ich taue nicht zu dem Handwerk eines Forsthüters und ich sterbe vor langer Weile in meinem Waldhaus, wo man niemanden sieht als Wölfe und wilde Schweine. Das kann nicht so fortgehen. Ihr werdet mir daher nicht eine anständige Aussteuer für meine Tochter Marion verweigern, welche sich allerdings nicht sehr glücklich bei mir fühlt. Ihr werdet mir eine Pension aussetzen, die ich verzehren kann, wo ich will, oder vielmehr, Ihr werdet mir ein für alle Mal eine Summe Geldes auszahlen, über die ich nach meinem Belieben verfügen kann. Dann sollt Ihr Euch gar nicht mehr um mein Schicksal zu bekümmern brauchen - das versichere ich Euch.«

»Sehr gut, Fargeot. Und mit welchem Recht, wenn ich fragen darf, verlangt Ihr dergleichen Begünstigungen?«

»Was ist natürlicher als dies! Ich bin, wie Ihr eben selbst sagtet, ein alter Diener von Varinas. Ist es nicht gerecht, dass die Erben dieser schönen Besitzung mich und die meinen jetzt, wo Alter und Kränklichkeit mich zum Arbeiten unfähig machen, gegen den Mangel schützen?«

Fargeot sagte dies in einem unverschämt ironischen Ton, welcher geradezu beleidigend war.

»Es steht mir nicht zu, Euer Verlangen zu gewähren oder

zurückzuweisen. In meiner Eigenschaft als Mönch besitze ich kein Eigentum und es ist mir unmöglich, in einer Angelegenheit dieser Art ohne die Meinung des Kapitels von Frontenac, dessen unwürdiges Mitglied ich bin, einen Entschluss zu fassen.«

»Ach geht doch, hochwürdiger Herr!«, entgegnete der Forsthüter ungeduldig. »Weiß man vielleicht nicht, dass Ihr das Kapitel nach Eurem Belieben leitet? Trotzdem, dass Ihr gar nicht so tut, seid Ihr doch infolge Eurer Vormundschaften und Erbschaften jetzt in dieser Provinz beinahe ebenso mächtig wie der König. Ich sehe aber schon, wo Ihr hinauswollt. Ihr gedenkt Zeit zu gewinnen, und dann werdet Ihr mir sagen, das Kapitel habe mein Gesuch verworfen. Auf diese Weise aber lasse ich mich nicht hinters Licht führen, das sage ich Euch im Voraus.«

»Ich habe nicht die Absicht, Zeit zu gewinnen, Fargeot, und um es Euch zu beweisen, will ich Euch sofort sagen, welche Meinung das Kapitel aussprechen wird, und welche Meinung ich selbst aussprechen werde. Es ist Folgende: Wenn Ihr Euch immer tadellos verhalten hättet, so würden die dermaligen Administratoren der Herrschaft Varinas vielleicht auf Eure bedrängte Lage Rücksicht genommen haben. Aber Geld, welches zu Almosen verwendet werden kann, an einen Faulenzer, einen Trunkenbold zu verschwenden, welcher ein schlechter Ehemann gewesen war, der noch ein schlechter Vater ist ...«

Der Forsthüter sprang wütend in die Höhe. »Tausend Teufel!«, rief er, »treibt mich nicht aufs Äußerste! Ich kann alles sein, was Ihr da sagt, wenigstens aber habe ich keine Verbrechen begangen, wie gewisse fromme Personen, welche ich bald entlarven werde, wenn sie sich nicht nobler gegen mich

zeigen. «

Der Pater Bonaventura konnte seine Unruhe nicht verbergen.

»Verbrechen«, wiederholte er erbleichend. »Habt Ihr denn ganz den Verstand verloren, Meister Fargeot?«

»Nicht im Geringsten, hochwürdiger Herr, und zum Beweis will ich Euch an eine gewisse kleine Geschichte erinnern, welche Ihr vergessen zu haben scheint. Nur«, setzte er hinzu, indem er sich mit unverschämtem Blick umsah, »nur bin ich ein sehr schlechter Erzähler, wenn ich nicht etwas habe, um mir die Kehle anzufeuchten und mir das Aussprechen der Worte zu erleichtern. Gibt es denn hier nichts zu trinken?«

Der Prior rührte sich nicht.

»Na, es macht weiter nichts aus«, hob Fargeot, nachdem er einen Augenblick gewartet hatte, wieder an. »Wenn man mir keine Erfrischung gibt, solange ich sprechen werde, so bin ich überzeugt, dass mir nichts fehlen wird, wenn ich fertig sein werde. Hört mich also an.

»Ihr erinnert Euch, hochwürdiger Herr, der Umstände, von welchen der beklagenswerte Tod des unglücklichen kleinen Vicomte von Varinas vor sechzehn oder siebzehn Jahren begleitet war. Schon zu jener Zeit war sein Vater, der Graf von Varinas, unser Herr, von der Abzehrungskrankheit ergriffen, welcher er ein wenig später unterlag. Er war düster, schweigsam und mürrisch geworden. Er wollte seine Freunde und seine Verwandten nicht mehr zu nahekommen lassen und zog sich endlich in Euer Haus nach Frontenac zurück, wo er, wenn man dem allgemeinen Gerücht glauben kann, sorgfältig gepflegt wurde. Der Graf hatte niemals einen sehr festen Charakter gehabt, und jetzt, wo er erschöpft

und fast dem Tode nahe, und Tag und Nacht Euren Überredungen preisgegeben war, kostete es Euch nicht viel Mühe, Euch seines Gemütes vollständig zu bemächtigen. Auch versichert man, dass er schon bei Lebzeiten seines Sohnes über einen Teil seiner Güter zugunsten Eurer schon so reichen und mächtigen Abtei verfügt hatte. Dieser Teil schien Euch aber noch nicht genug zu sein, wie man später bemerkte ...«

Hier stand der entrüstete Prior rasch auf und streckte den Arm aus, um gegen so plump und unverschämt ausgesprochene Behauptungen zu protestieren. Ohne Zweifel aber hielt ein Gedanke ihn zurück, denn er setzte sich sofort wieder und ließ, indem er mit verächtlicher Miene vor sich hinlächelte, den Arm wieder sinken.

Fargeot fuhr, ohne sich dadurch weiter beirren zu lassen, fort:

»Während der Graf in Frontenac wohnte und man von Tag zu Tag den tödlichen Ausgang seiner für unheilbar erklärten Krankheit erwartete, war sein einziger Sohn, der kleine Vicomte von Varinas, unter der Obhut seiner Amme, meiner Frau Margarethe, auf dem Schloss geblieben. Der Knabe besaß eine schwächliche und kränkliche Leibesbeschaffenheit wie sein Vater. Obwohl er damals schon über drei Jahre zählte, so schien er doch seinem Aussehen nach kaum halb so alt zu sein. Meine Frau, welcher die selige Gräfin dieses unschuldige Geschöpf anvertraut hatte, verließ es weder Tag noch Nacht. Sie war ganz vernarrt in ihren Pflegling, welcher schon ihren Namen zu stammeln und ihr in den Gängen des Gartens taumelnd nachzulaufen begann. Dennoch aber wurde einmal ihre Wachsamkeit getäuscht, und diese Nachlässigkeit, über welche sie sich beinahe die Augen ausgeweint, hatte sehr traurige Folgen. Margarethe hat die-

ses Unglück in meiner Gegenwart so oft erzählt, dass ich es, obwohl ich damals nicht auf dem Schloss war, wo man mich übrigens auch nicht gern sah, meinerseits mit den ausführlichsten Nebenumständen wieder erzählen kann.

Es war an einem Sommerabend bei drückender Hitze gegen das Ende des Tages. Meine Frau hatte Babett, der Kinderwärterin, erlaubt, in das Dorf hinunterzugehen, um ihre Familie zu besuchen. Sie war daher allein mit dem jungen Vicomte in dem Gärtchen, welches sich hinter der großen Terrasse des Gemüsegartens befindet. Ihr kennt, hochwürdiger Herr, die Lage und Örtlichkeit des Schlosses Varinas ebenso gut wie ich. Es ist auf einem ziemlich ebenen Plateau erbaut, welches auf der einen Seite schroff durch eine Kluft abgeschnitten wird, in welche ein Strom hinabstürzt. Diese Kluft, von furchtbarer Tiefe, von Basaltspitzen starrend, begrenzt den Garten, und einer der früheren Gutsherren hat an dem Rand eine Brustwehr erbauen lassen, über welche man sich neigt, um das Sieden und Wallen des Wassers zu sehen. Es ist dies ein Anblick, dem man sich nicht hingeben darf, wenn man zufällig ein Glas zu viel getrunken hat oder wenn man leicht schwindlig wird, denn das Getöse des Wasserfalles, die Schaumstrudel, die Felsennadeln, welche aussehen, als bewegten sie sich und tanzten in dem feuchten Dunst, machen endlich den Kopf ganz drehend. Deshalb habe ich auch, nüchtern oder nicht, diesen Ort immer gemieden wie die Pest. An dem Tag also, von welchem wir sprechen, hatte Margarethe dieses Gärtchen zur Erholung für den Knaben gewählt, denn sie hoffte, dass an diesem glühend heißen Abend der benachbarte Wasserfall ihm ein wenig Frische und Abkühlung gewähren würde. Übrigens schien kein Unfall zu fürchten zu sein. Der Boden war überall sorgfältig mit

Sand bestreut oder mit Rasen und Blumen bedeckt. Die Brustwehr, welche sich längs des Abgrundes hinzog, war in gutem Zustand und zu hoch, als dass ein zartes und kaum gehen könnendes Kind hätte hinaufklettern können. Übrigens ließ auch Margarethe, die auf einer steinernen Bank saß, ihren jungen Herrn nicht aus den Augen, während dieser mit einem weißen Röckchen bekleidet, zu seinem Vergnügen in dem Gras nach Johanniswürmchen umhersprang.

Plötzlich befand sich ein Mann, nach Art der Leute des Landes gekleidet, der aber nicht zu dem Dienstpersonal des Schlosses gehörte, und den Margarethe noch niemals gesehen hatte, in dem Garten neben ihr und sagte zu ihr in eigentümlichem Ton: ›Amme, Eure kleine Marion ist unten im Hof gefallen. Ich hörte im Vorübergehen ihr Geschrei. Geht und seht, was ihr zugestoßen ist.‹

Darauf entfernte sich dieser Mann mit raschem Schritt und verschwand in dem Abendnebel.

Margarethe war in großer Verlegenheit. Sie wollte den Knaben auf den Arm nehmen und mit forttragen. Der kleine Vicomte aber erhob, als er sich seinem Lieblingsspiel entrisen sah, ein durchbohrendes Geschrei. Die Amme setzte ihn aufs Gras und er schwieg sofort. Was sollte sie tun? Man ist vor allem Mutter. Margarethe bedachte, dass sie nur einige Minuten abwesend sein, dass ihr mit den Johanniswürmchen beschäftigter junger Herr sich nicht von der Stelle rühren würde. Und übrigens, welche Gefahr stand auf dieser wohl verschlossenen Terrasse zu fürchten? Sie widerstand daher ihrer mütterlichen Unruhe nicht länger und lenkte ihre Schritte zu dem Teil des Schlosses, wo, wie man ihr gesagt hatte, ihre eigene Tochter zu Schaden gekommen war.

Als sie ganz außer Atem im Hof ankam, sah sie, dass Ma-

tion ruhig mit den Kindern der Wärterin am Graben spielte. Marion hatte durchaus keinen Schaden genommen. Die Amme nahm sich kaum Zeit, ihre Tochter zu umarmen. Was bedeutete daher die geheimnisvolle Mitteilung, die sie empfangen hatte, und was war der Zweck derselben? Ernsthaft erschreckt, ohne noch zu wissen, warum, kehrte sie in aller Eile zu dem kleinen Vicomte zurück.

Es war jetzt beinahe Nacht. Als Margarethe in den Garten trat, glaubte sie einen schwachen Schrei zu vernehmen, welcher vom anderen Ende herkam. Sie verdoppelte ihre Schritte und rief aus allen Kräften, aber erhielt keine Antwort. Sie lief zum Rasenplatz, wo der Knabe sein sollte, und wo die weiße Farbe seines Kleides ihn von Weitem verraten musste. Der Knabe war nicht mehr da. Beinahe wahnsinnig vor Schrecken durcheilte Margarethe die Terrasse unter fortwährendem Rufen, aber sie entdeckte keine Spur von dem geliebten Kleinen. Dicht am Fuß der Brustwehr aber, welche die Kluft einfasste, hob sie den Hut auf, welchen der Sohn ihres Herrn noch einen Augenblick vorher getragen hatte.

Nun nicht mehr zweifelnd, dass ein Unglück geschehen war, stieß die arme Frau einen durchbohrenden Schrei aus und sank nieder. So blieb sie ohnmächtig auf dem Sand liegen, bis die durch ihre Abwesenheit beunruhigten Diener ihr zu Hilfe eilten.

Ihr wisst ebenso gut wie ich, hochwürdiger Herr, was darauf folgte. Die Gerichtsbehörde begab sich in das Schloss. Man befragte jedermann, man stellte Nachforschungen an. Endlich, drei Tage nach dem Ereignis, fand man in dem Wasserfall einen kleinen verstümmelten und entstellten Körper, so sehr war er an den Felsen zerschellt. An seinen weißen Kleidern erkannte man den jungen Vicomte von Va-

rinas. Es wurde ermittelt, dass der unglückliche Knabe sich törichterweise während der kurzen Abwesenheit der Amme in den Abgrund hinabgestürzt hatte.

Zwei Monate darauf starb der Graf, indem er den Abt von Frontenac zum Erben aller seiner Güter einsetzte.«

Während des Anhörens dieser Erzählung hatte der Prior keine Spur von Gemütsbewegung verraten. Es dauerte nicht lange, so hob er mit vollkommener Ruhe an: »Aber, mein Freund, wo wollt Ihr denn mit dieser alten Geschichte hinaus, welche der ganzen Umgegend bekannt ist und die ich besser kennen muss als irgendjemand? Dennoch hat man Eure Frau wegen ihrer strafbaren Nachlässigkeit nicht allzu streng zur Rechenschaft gezogen. Weit entfernt hiervon hatten wir Mitleid mit ihrem Schmerz, mit ihrer Reue. Sie, Ihr und Eure Tochter Marion, Ihr alle seid mit unseren Wohlthaten überhäuft worden.«

»Na, vielleicht brauchen wir Euch für dieselben nicht allzu viel Dank zu wissen, hochwürdiger Herr, denn es ist leicht möglich, dass Ihr Eure sehr guten Gründe dazu hattet. In der ersten Zeit wagte niemand zu sagen, was er von diesem außerordentlichen Ereignis dachte. Margarethe selbst - sei es nun, dass der Kummer ihr Gemüt beunruhigte, sei es, dass sie mächtige Feindschaften fürchtete - schwieg wie die anderen. Sie vertraute ihre Zweifel in Bezug auf den Tod ihres jungen Herrn niemanden an oder wenigstens erhielt ich zu jener Zeit keine Kenntnis davon. Erst später und infolge von Aufschlüssen, welche der Gerichtsbehörde unbekannt waren, wagte sie sich zu erklären, und ehe sie starb, konnte sie nicht dem Antrieb ihres Gewissens widerstehen, welches ihr befahl, die Wahrheit zu offenbaren.«

»Was sagt Ihr, Fargeot?«, fragte der Priester zusammenzu-

ckend. »Was spricht Ihr von Mitteilungen, welche Eure Frau in den letzten Augenblicken gemacht haben soll? Hättet Ihr mir einen so wichtigen Umstand bis auf den heutigen Tag verschwiegen?«

»Ihr würdet ihn schon wissen, hochwürdiger Herr, wenn ich, seitdem ich mich in Mercoire niedergelassen habe, mich Euch ungehindert hätte nähern können wie heute. Ihr hieltet mich aber stets entfernt, und ich konnte nur in Gegenwart von fremden Personen mit Euch sprechen. Dennoch aber werdet Ihr Euch erinnern, dass ich oft gewisse Anspielungen in Eurer Gegenwart gemacht habe und dass, wenn ich mich nicht irre, diese Anspielungen Euch nicht gleichgültig ließen. Wenn ich werde zu Ende gesprochen haben, guter Vater Prior, werdet Ihr auch sehen, dass Ihr bei dieser schlimmen Geschichte ganz speziell beteiligt seid.«

»Ich, Meister Fargeot?«, sagte der Prior, indem er zu lächeln versuchte.

»Geduld! Ihr werdet sogleich nicht mehr lachen, mein hochwürdiger Herr. Erlaubt mir auszureden. Als Margarethe wieder ruhig genug geworden war, um über das unheilvolle Ereignis reiflich nachzudenken, ward sie für ihre Person überzeugt, dass es das Ergebnis eines Verbrechens sei. Hundertmal habe ich sie behaupten hören, dass während ihrer kurzen Abwesenheit der Kleine nicht Zeit genug gehabt habe, um die Brustwehr der Schlucht zu erreichen und dass diese Brustwehr übrigens auch viel zu hoch war, als dass ein so kleiner Knabe imstande gewesen wäre, sie zu erklettern. Sie hegte daher keinen Zweifel, dass ein abscheulicher Mord von jenem Unbekannten begangen worden war, welcher ihr eine erlogene Nachricht offenbar in der Absicht gebracht hatte, sie zu entfernen. Was diesen Mann betraf, so konnte

sie über ihn keinen Aufschluss geben. Die Dunkelheit und der breitkrepelige Hut, welchen er trug, hatten ihr nicht gestattet, sein Gesicht zu sehen, und beim Reden hatte es geschienen, als verstellte er seine Stimme.

Alles dies war ziemlich unbestimmt, und Margarethes Überzeugung stützte sich bloß auf Mutmaßungen, als dieselbe durch eine unerwartete Entdeckung bestätigt ward.

In jener Zeit bewirtschaftete ich eine zu der Herrschaft Varinas gehörende Meierei und mein Knecht war ein Gebirgsbewohner von Mézenc, den wir später wegen seiner Rohheit wieder fortschicken mußten. Er hieß Jeannot. Er war eine Art ungeleckter Bär, der mir selbst Furcht einflößte und den nur Margarethe durch ihre Sanftmut und Geduld in gewissen Augenblicken zu zähmen verstand.

Eines Tages, lange nach jenem Unglücksfall, gestand Jeannot, als er die arme Margarethe immer noch den Verlust des ihrer Obhut anvertrauten unglücklichen Knaben beweinen sah, ihr gar seltsame Dinge. An demselben Abend, wo der junge Vicomte ums Leben gekommen war, hatte er, Jeannot, sich auf dem Rückweg vom Feld in dem Hohlweg befunden, welcher zu der kleinen Tür des Schlosses führte. Ermüdet von den Arbeiten des Tages hatte er sich hinter ein Gebüsch gelegt, um ein wenig zu verschnaufen, als er zwei Personen hörte, welche mit raschen Schritten auf dem Hohlweg unter ihm daherkamen und mit gedämpfter Stimme miteinander sprachen. Der eine von ihnen trug einen großen Bauernhut, wie der Mann, welchen Margarethe im Garten gesehen hatte, und war auch überdies vollständig in einen Mantel gehüllt.

Sein Begleiter trug so ziemlich dieselbe Tracht, aber dennoch erkannte ihn mein Knecht. Es war ein Mönch von

Frontenac, der damals häufig nach Varinas kam, und den ich Euch nicht erst zu nennen brauche, hochwürdiger Herr.«

Der Prior wurde bleich. »Wollt Ihr damit sagen«, hob er an, »dass man mich, den Prior von Frontenac, erkannt habe?«

»Ihr ward damals noch Mönch, hochwürdiger Herr, mein Knecht aber hatte Euch mehrmals auf dem Schloss gesehen und er irrte sich nicht. Als Ihr an dem Gebüsch vorüberkamt, hinter welchem er lag, hörte er deutlich den anderen, welcher zu Euch sagte: ›Ja, ja, das Kind muss verschwinden, das ist das Sicherste!‹ Jeannot, dessen Gedanken sehr schwerfällig waren, verstand anfangs nicht die schwere Bedeutung dieser Worte. Er rührte sich nicht von seinem Platz und ich vermute, dass er auf demselben einschlief. Bald aber wurde seine Aufmerksamkeit durch ein neues Geräusch von Tritten im Hohlweg erweckt. Ihr ward es, der mit dem Mann in dem großen Hut zurückkam. Ihr seid beide sehr rasch gegangen und habt nicht mehr gesprochen. Er versuchte abermals, Euch genau anzusehen, aber die Nacht war mittlerweile eingebrochen und jede Beobachtung ward unmöglich. Dennoch aber erhob sich Jeannot, von der gewöhnlichen Neugier der Landleute getrieben, und tat einige Schritte, um zu sehen, wo Ihr hinginget. Ihr und Euer Begleiter hattet Euch eben am Fuß des Hügels zu einer dritten Person gesellt, welche Euch mit Pferden erwartete. Ihr beeiltet Euch beide, in den Sattel zu kommen, und nach Verlauf einiger Minuten verlor man Euch in der Finsternis aus den Augen. Das ist es, was mein Knecht Jeannot erzählt hat, Vater Prior, und ganz gewiss liegt hierin nichts, was von Eurer Frömmigkeit einen großen Begriff geben könnte.«

Bonaventura schien von Bestürzung und Schrecken betroffen zu sein. Nachdem er einen Augenblick nachgedacht hat-

te, um die Größe der Gefahr zu ermessen, hob er, indem er das Zittern seiner Stimme zu verhehlen versuchte, wieder an: »Und dieser Knecht, dieser Jeannot, welcher so wunderbare, so unglaubliche Dinge erzählt, existiert er noch? Ihr sagtet, glaube ich, soeben, Ihr hättet ihn von Eurer Meierei wieder fortschicken müssen.«

»Ja, wir schickten ihn endlich fort und mehrere Jahre lang hörten wir nichts wieder von ihm. Ich habe ihn aber in hiesiger Gegend wieder getroffen und sehe ihn sehr häufig in meinem Waldhaus. Unglücklicherweise, wenn ich es gestehen muss, hat dieser arme Jeannot gänzlich den Verstand verloren.«

»Er ist also wahnsinnig?«, rief der Prior. »Und auf das Zeugnis eines Wahnsinnigen hin wagt Ihr die Ehre einer angesehenen und hoch geachteten Bruderschaft anzugreifen?«

»Aber Jeannot hatte noch seinen Verstand, als er von seiner Begegnung mit Euch sprach, und Margarethe, welche eine sehr unterrichtete Frau und im Schreiben und in der Orthografie sehr bewandert war, kam auf den Gedanken, die ganze Geschichte auf einen Bogen Papier niederzuschreiben, den sie selbst unterzeichnet hat. Während der Krankheit, an welcher sie starb, wollte sie dieses Papier zerreißen. Ich aber, der ich wohl wusste, um was es sich handelte, bemächtigte mich desselben und werde es nur mit gutem Vorbedacht herausgeben.«

Gleichzeitig zeigte Fargeot eine schmierige Briefftasche vor, welche er sofort wieder in die Tasche seiner Uniform hineinschob.

»Jetzt«, fuhr fort, »werdet Ihr anfangen zu begreifen, hochwürdiger Herr, um was es sich handelt. Die Erklärung meiner Frau, meine Aussage und ganz besonders die meines

ehemaligen Knechtes Jeannot, obwohl man in diesem Augenblick nicht viel von dem armen Teufel wird erfahren können, werden der Gerichtsbehörde ganz gewiss einen Floh ins Ohr setzen. Man versichert schon, dass die gegenwärtige Zeit den Mönchen nicht günstig sei und meiner Treu, wenn wir nicht gute Freunde bleiben, so wird man vielleicht in Frontenac sonderbare Dinge erleben!«

Und der Forsthüter begann ein boshafes Gelächter aufzuschlagen.

»Und ist dies alles, Meister Fargeot?«, fragte der Prior.
»Habt Ihr noch eine andere Anklage gegen mich und das heilige Haus zu erheben, dessen Profess ich bin?«

»Aber, hochwürdiger Herr, scheint Euch denn nicht schon diese hinreichend zu sein?«

»Wie, und glaubt Ihr, dass Ihr auf die Mutmaßungen einer Frau, welche ohne Zweifel ihre Unklugheit zu entschuldigen wünschte, auf die Aussage eines wahnsinnigen Knechtes hin, glaubt Ihr, sage ich, dass Ihr, der Müßiggänger, der Trunkenbold, der Schwelger, von welchem man so viel spricht, Euren abscheulichen Anklagen gegen so viele wegen ihrer Tugenden und ihrer Frömmigkeit berühmte Männer Geltung verschaffen könntet?«

»Ja, daran habe ich auch gedacht, hochwürdiger Herr. Ihr besitzt Ansehen und Reichtum und Ihr könntet mir leicht einen schlimmen Streich spielen, um mir Stillschweigen aufzuerlegen. Deshalb gedenke ich auch in dem Fall, dass wir uns doch noch veruneinigen sollten, mich an einen Mann zu wenden, welcher, wie ich gewiss weiß, Euch wacker die Spitze bieten wird.«

»Und an wen denn, Meister Fargeot?«

»Nun, pardieu, an Herrn von Laroche-Boisseau, der sich

gerade in diesem Augenblick in Mercoire befindet. Er ist der nächste Verwandte des Grafen von Varinas, dessen große Besitzungen er geerbt haben würde, wenn Ihr ihm nicht in die Quere gekommen wäret. Sein Vater hat schon einen Prozess gegen Eure Abtei geführt und er selbst ist nicht von den besten Gesinnungen gegen Euch beseelt. Er gehört der protestantischen Religion an, wie die früheren Herren von Varinas, und wird durchaus keinen Grund haben, schonend gegen Mönche zu verfahren. Ich brauche ihm bloß ein Wort von Margarethes Bekenntnis und von Jeannots Aussage mitzuteilen, und er wird einige Hundert Pistolen nicht ansehen, um einen armen Mann zu belohnen, der ihm solche Beweise bringt. Ihn aber zum Schweigen zu bringen, dürfte nicht so leicht sein, denn er ist einer der Barone des Großen Rates, und er fürchtet weder Gott noch Teufel. Er wird Euch ein Lied singen, wie Ihr auf dem Chor Eurer Kirche noch niemals eines gehört habt. Ha! Ha! Mein hochwürdiger Herr, ich glaube, die Sache beginnt Euch doch ein wenig ärgerlich zu werden.«

In der Tat schien der Name Laroche-Boisseau die Unruhe des Priesters aufs Höchste zu steigern. Nichtsdestoweniger aber hob er, nachdem er sich ein wenig gesammelt hatte, mit einem Gemisch von Wehmut und Würde wieder an: »Nun weiß ich endlich, worauf Ihr abzielt, Fargeot, Ihr wollet auf den Skandal spekulieren, und in der Tat kann Euch in dieser bösen Absicht niemand besser beistehen als der Baron von Laroche-Boisseau. Indessen glaubt Ihr auch vielleicht aufrichtig, dass Ihr, indem Ihr uns angreift, einer Forderung der Gerechtigkeit genügt. Deshalb versichere ich Euch mit dem heiligsten und teuersten Schwur, dass weder ich noch einer der Väter von Frontenac an der Ermordung jenes armen

Kleinen teilgenommen hat. Man ist durch den falschen Schein, durch ein Zusammentreffen von verhängnisvollen Umständen getäuscht worden, und ganz gewiss wird ein Tag kommen, wo unsere Unschuld heller leuchten wird als die Sonne.

Ihr habt dann keine Entschuldigung, wenn Ihr auf Euren boshafte Behauptungen besteht, und Ihr ladet die Strafe auf Euch, welche in dem Evangelium angedroht ist, welches da sagt: *Wehe dem Menschen, durch welchen Ärgernis kommt!*«

Fargeot blinzelte mit den Augen. »Mein Gott, hochwürdiger Herr«, hob er wieder an, »ich bin durchaus nicht so unfügsam, wie Ihr zu glauben scheint. Ich bin vollkommen bereit, Euch und die anderen Mönche für unschuldig zu halten. Ich verlange nichts Besseres, als Euch Margarethes Papier auszuhändigen, damit Ihr es verbrennen könnt, wenn Ihr Lust habt. Ich verspreche, Jeannot den Mund zu verschließen, und auch für meine Person über diese schlimme Angelegenheit stumm zu werden wie ein Fisch. Aber Ihr versteht mich doch, Pater Prior? Ihr müsst mir dafür was geben. Was den Teufel! Die Mönche von Frontenac, die so reich sind, die so viele Wälder, Wiesen, Teiche, Meiereien und Schlösser besitzen, können schon einige Tausend Livres herausrücken, um meine Tochter auszusteuern und mir selbst auf meine alten Tage ein ruhiges, sorgenfreies Leben zu sichern. Man muss auch gewissenhaft sein, und in der Tat, wenn ich den Schaden bedenke, den meine Enthüllungen Euch verursachen würden, finde ich meine Bedingungen nicht so hart.«

Der Prior schien in große Versuchung zu geraten. Er besaß genug Weltklugheit, um zu begreifen, dass das beste Mittel, den Skandal zu vermeiden, womit man ihn bedrohte, darin

bestünde, Fargeots Forderung zu erfüllen und durch eine elende Summe Geldes die verleumderischen Beschuldigungen zu ersticken, welche gegen ihn und seine Bruderschaft sich zu erheben drohte. Ganz besonders zitterte er, wenn er an den Nutzen dachte, den der Baron von Laroche-Boisseau, dieser Todfeind der Abtei, daraus ziehen könnte.

Dennoch aber gewannen andere Rücksichten in seinem Gemüt die Oberhand. Nachdem er einige Mal im Zimmer hin- und hergegangen war, nahm er wieder seinen Platz dem Forsthüter gegenüber ein, der, als er ihn zögern sah, schon ein triumphierendes Lächeln blicken ließ.

»Was auch geschehen möge«, sagte der Prior tapfer, »so werde ich weder für mich noch für das heilige Haus, welches ich repräsentiere, diesen abscheulichen Handel eingehen. Ich will nicht der Verleumdung, der Habgier, der Lüge eine Belohnung gewähren. Fargeot, die Wohltaten, womit Ihr und die Eurigen seit dem Tod des Grafen von Varinas überhäuft worden seid, hatten, wie ich Euch nochmals sage, keinen anderen Grund als eure Eigenschaft als alter Diener der Familie. Zum Beweis weigere ich mich unbedingt, Euch zu gewähren, was Ihr auf so insolente Weise verlangt. Macht von der in Euren Händen befindlichen Schrift und von den Aussagen, die Ihr gesammelt habt, Gebrauch, der Euch gutdünkt. Weder der Prior noch die Väter von Frontenac werden sich jemals so weit erniedrigen, euer Schweigen zu erkaufen.«

Der Forsthüter war weit entfernt, auf diese Weigerung gefasst zu sein. Ein lebhafter Ärger verriet sich auf seinem Gesicht.

»Na, Vater Prior«, hob er wieder an, »das kann doch nicht Euer letztes Wort sein. Es handelt sich für Euch hier noch um

etwas anderes als um den Besitz der Güter von Varinas. Allerdings habe ich noch nicht gehört, dass man jemals Mönche gehängt hätte, ausgenommen vielleicht zur Zeit der Kamisarden. Indessen glaube ich, Ihr werdet Euch die Sache nochmals überlegen.«

»Ich habe mir nichts zu überlegen. Ich mache mir Vorwürfe, dass ich Euch so lange angehört, dass ich Beleidigungen erduldet habe, welche der geheiligte Charakter, mit welchem ich bekleidet bin, mir befahl, sofort zurückzuweisen. Entfernt Euch daher. Entfernt Euch augenblicklich aus meiner Gegenwart und kommt mir nie wieder unter die Augen.«

Der Prior erteilte diesen Befehl mit solcher Energie, dass Fargeot trotz seiner Korpulenz sich diesmal ohne Anstrengung erhob.

»Es ist gut, hochwürdiger Herr«, stammelte er, »ich gehe - aber Ihr werdet es bereuen, mich auf diese Weise misshandelt zu haben. Ich gehe, Herrn von Laroche-Boisseau aufzusuchen.«

Bonaventura kehrte ihm den Rücken. Der Forsthüter machte Miene, das Zimmer zu verlassen. Als er aber in der Nähe der Tür angelangt war, drehte er sich rasch wieder zu dem Prior herum und hob in beinahe bittendem Ton wieder an: »Na, hochwürdiger Herr, ich habe vielleicht Unrecht daran getan, so ohne Schonung mit Euch zu sprechen. Aber was wollt Ihr sagen? Man hat mich niemals in feinen Manieren unterrichtet und ich sage alles gerade heraus, wie es mir einfällt. Dennoch aber sollte es mir leidtun, mich mit Euch zu veruneinigen. Sollte es wirklich kein Mittel geben, sich zu verständigen? Ich weiß wohl, dass Ihr mich nicht liebt und ich muss auch zugeben, dass ich nicht viel wert bin. Wenn

Ihr aber nichts für mich gewähren wollt, so verweigert mir wenigstens nicht, was ich für meine Tochter Marion verlange. Seht, ich will Euch ganz reinen Wein einschenken. Meine arme Tochter fühlt sich, wie man schon gesagt hat, bei mir nicht glücklich. Sie langweilt sich fürchterlich in dem einsamen Waldhaus, wo man niemals einen Menschen sieht und wo ich sie vielleicht öfter allein lasse als recht ist. Um das Unglück vollzumachen, hat sie sich in den Sohn Jean Godarts verliebt - einen hübschen, wackeren jungen Burschen, der ein sehr guter Arbeiter ist und ein sehr guter Ehemann sein würde. Jean Godart aber hat sich einiges gespart und wird seinen Sohn niemals eine Frau heiraten lassen, die nichts hat. Marion weiß dies recht wohl und weint im Stillen unaufhörlich. Das kränkt mich. Ich bin zuweilen schlimm und roh, aber dennoch liebe ich diese arme Kleine und möchte sie gern glücklich machen. Deshalb bin ich auf den Einfall gekommen, dieses alte Papier zu benutzen, um Marion zu einer weniger traurigen Lage zu verhelfen. Im Grunde genommen daher, hochwürdiger Herr, denkt weiter nicht an mich. Ich verdiene vielleicht auch Eure Wohltat nicht, aber versprecht mir, dass Ihr Marion eine Aussteuer von fünfhundert Talern geben wollt, damit sie Jean Godarts Sohn heiraten kann, und ich zerreiße Margarethes Papier sofort vor Euren Augen.«

Diese neue Sprache schien geeignet, den Entschluss des Priors zu ändern. Es war nicht mehr der unedle Spekulant, sondern der Vater, welcher sprach, und man konnte ohne Gefahr für die Würde und Moral etwas gewähren.

Dennoch aber war Bonaventura dieser Meinung nicht.

»Das Schicksal dieses unschuldigen Mädchens rührt mich«, sagte er in strengem Ton, »aber ich kann mich nicht

zu einem Abkommen verstehen, welches abermals das Ansehen eines Handels haben würde. Über meine wohlwollenden Gesinnungen in Bezug auf Eure Tochter will ich mich nicht weiter aussprechen. Nur merkt wohl, dass ich kein bindendes Versprechen gebe und dass ich mir keine Bedingungen vorschreiben lasse.«

Fargeot verstand nicht, welches geheime Versprechen hinter dieser anscheinenden Unbeugsamkeit stecken konnte, und hob daher in zornigem Ton wieder an: »Gut! Gut! Bei allen Teufeln, ich werde mich rächen! Herr von Laroche-Boisseau wird Euch schon zur Raison bringen. Ich wollte Euch schonen. Ich bat bloß für meine so gute unglückliche Tochter. Ihr aber habt kein Erbarmen. Wohlan. Ihr sollt mich kennen lernen!«

»Ich mag nichts weiter hören! Entfernt Euch!«

»Wir werden ja sehen, ob Ihr nicht andere Saiten aufzieht, wenn alle Welt erfährt, dass ...«

»Schweigt - und entfernt Euch, sage ich. Soll ich vielleicht rufen? Es fehlt hier nicht an Leuten, die Euch verabscheuen und die mich von Euren Zudringlichkeiten gern befreien werden.«

Fargeot entfernte sich murrend und mit Wut im Herzen.

Als Bonaventura allein war, bewahrte er nicht die Ruhe und Festigkeit, die er soeben gezeigt hatte. Das Haupt auf die Brust senkend, versank er in düsteres Hinbrüten.

»Ich habe getan, was ich tun musste«, murmelte er endlich mit einem Seufzer, indem er sich wieder aufrichtete. »Aber welches Unglück und welche Schmach sehe ich voraus, wenn dieser Mensch seine Drohungen bald verwirklicht!«

Kapitel III

DIE VERFOLGUNG IM WALD

Fräulein von Barjac hatte nach dem Ereignis in der Eberschlucht, wie wir bereits erzählt haben, ihr Pferd wiedergeholt und war aufs Geratewohl in einen der Gänge des Waldes hineingaloppiert. Mit fliegendem Haar, stierem Blick trieb sie unaufhörlich ihr mit Windesschnelle dahinfliegendes Ross an.

Christine schien noch eine Beute jener fieberhaften Bewegung zu sein, welche sie am Morgen verzehrte, aber es waren nicht mehr der Stolz und die Freude, welche ihren Lauf beschleunigten.

Weit entfernt die Nähe der Jäger zu suchen, vertiefte sie sich immer mehr in den ödesten und stillsten Teil des Waldes.

Buchs schwarze Hufe streiften den Rasen, und er glitt wie ein stummer Schatten unter dem Blätterdach dahin. Christine war in der Tat trotz ihrer ungewöhnlichen Charakterfestigkeit durch den stattgehabten furchtbaren Auftritt in ihrem tiefsten Gemüt erschüttert worden. Bei dem Gedanken an den Mord, dessen sie sich anklagte, war sie wieder Frau geworden und empfand ihrerseits die Schwächen und kleinmütigen Befürchtungen des Weibes. Der durchbohrende Schrei, welchen der Baron ausgestoßen hatte, hallte noch in ihrem Ohr. Das bleiche, blutige Bild des Verwundeten erschien ihr am Ende aller Baumgänge und grinste im Dunkel aller Dickichte.

Zuweilen zuckte sie zusammen und drehte den Kopf herum. Nach einem Augenblick der Betäubung aber trieb sie

ihr flinkes Ross von Neuem an, welches nicht eher stehen bleiben zu wollen schien, bis es vor Ermattung tot niederstürzte.

Schon seit langer Zeit irrte Fräulein von Barjac auf diese Weise im Wald herum, ohne sich zu kümmern, wo sie wäre und wohin sie endlich wollte. Kein menschliches Geräusch drang jetzt bis zu ihr in diesem unermesslichen Labyrinth von Baumstämmen und Laubwerk. Dennoch aber hörte sie, als sie durch eine Lichtung hindurchtritt, sich mit bebender Stimme rufen. In der Meinung, abermals von ihrer aufgeregten Fantasie geöffit zu werden, wollte Christine weiterreiten, als die Stimme ihren Ruf mit mehr Kraft erneuerte.

Schauernd hielt die junge Dame ihr Pferd an, welches dampfend und mit Schaum bedeckt stehen blieb.

Leonce erhob sich vom Fuß einer Eiche, wo er gegessen hatte, und kam eilig auf sie zu.

Wir erinnern uns, dass Leonce, durch die Eifersucht angestachelt, trotz seiner Schwäche das Schloss verlassen hatte, um sich zu der Jagd zu gesellen. Er hatte sich aber ebenfalls im Wald verirrt, und bald hatte die Erschöpfung ihn genötigt, an dieser Stelle auszuruhen. Der Zufall hatte nun gerade hierher auch die Person geführt, welcher er eben am meisten zu begegnen wünschte.

»Guter Gott, Fräulein, wie kommt Ihr denn allein hierher?«, rief er. »Wo wollt Ihr hin? Was ist denn aus denen geworden, welche die Pflicht hatten, Eure Sicherheit zu überwachen? Es ist ein Unglück geschehen?«

Anfangs schien Fräulein von Barjac nicht zu hören, was man ihr sagte. Sie blieb unbeweglich und stumm, ließ die Arme herabhängen und senkte das Haupt. Endlich jedoch erschien wieder eine leichte Röte auf ihren Wangen, und von

ihrem Pferd herabspringend, lehnte sie ihre Stirn an die Schulter des jungen Mannes.

»Leonce, mein lieber Leonce«, murmelte sie, »Gott schickt dich mir zur Hilfe!«

Und strömende Tränen erleichterten ihre beklommene Brust. Leonce versuchte, obwohl er die Ursache dieses Schmerzes nicht mutmaßen konnte, die schöne junge Schlossherrin zu beruhigen. Da sie Mühe hatte, sich aufrechtzuhalten, so ließ er sie am Fuß eines Baumes niedersetzen, nahm dann ebenfalls neben ihr Platz und begann mit zärtlicher Anteilnahme sie auszufragen.

Sie fuhr fort zu weinen und antwortete nicht. Der junge Mann, der in diesem kritischen Augenblick seine gewöhnliche Schüchternheit überwand, wollte ihre Hand ergreifen, aber diese Hand war mit Blut besudelt.

»Was ist das, Fräulein?«, fragte er unruhig. »Seid Ihr verwundet?«

Christine stieß einen Schrei aus und wischte rasch ihre Finger an dem Moos, welches ihr als Sitz diente. »Dieses Blut ist nicht das meine!«, stammelte sie mit verstörtem Blick. »Mein Freund, stoßt mich nicht mit Abscheu zurück. Ich habe soeben ein Verbrechen begangen.«

»Ein Verbrechen? Ihr? Das ist unmöglich! Eure Unruhe ...«

»Ich rede nicht im Fieberwahnsinn. Ich spreche bloß die Wahrheit. Ja, ein Verbrechen, einen abscheulichen Mord. Ein Mann wollte mich beschimpfen, und ich habe ihn verwundet; ohne Zweifel tödlich. O, Leonce, Leonce, wird Gott mir verzeihen können?«

Leonce glaubte immer noch, diese Geständnisse wären die Ausgeburt einer kranken Einbildungskraft, aber Fräulein von Barjac gab ihm kurz einige Erklärungen.

»Wohlan, Leonce«, fuhr sie fort, »Ihr, der Ihr immer so streng in Euren Urteilen, so unerbittlich gegen alle Schwächen seid, warum überhäuft Ihr mich nicht mit Vorwürfen? Das ist es, was jener Leichtsinn, jene beklagenswerte Unklugheit zuwege gebracht hat, deren Gefahr man mir vergebens begreiflich zu machen suchte. O, sprecht, sprecht doch, Euer Tadel, Euer Zorn ist mir lieber als dieses vernichtende Schweigen!«

Leonce lächelte sie wehmütig an. »Ich soll Euch tadeln, Fräulein?«, entgegnete er. »Ich soll Euch Vorwürfe machen, während Ihr leidet, während ich Euch so betrübt sehe? Ich kann Euch nur beklagen. Und übrigens«, setzte er wärmer werdend hinzu, »befandet Ihr Euch nicht in dem Fall gerechtfertigter Notwehr? Da ein erbärmlicher Mensch niederträchtig genug war, Euch zu beschimpfen, warum solltet Ihr dann nicht die Beschimpfung abwehren. Warum solltet Ihr sie nicht bestrafen?«

»Und Ihr sagt mir nicht, dass es besser gewesen wäre, wenn ich mich ihr nicht ausgesetzt hätte? Ihr sagt mir nicht, dass meine unüberlegte Handlungsweise diesen unwürdigen Mann in seiner bösen Absicht hat ermutigen können, und dass folglich das Entsetzliche meines Verbrechens und des seinen auf mich zurückfallen muss? Aber Ihr habt recht, Leonce, denn selbst die bittersten Vorwürfe konnten meine Gewissensbisse nicht noch schmerzlicher machen.«

»Ich bitte Euch, Christine, fasst wieder Mut – ich beschwöre Euch. Der Baron hat sein Schicksal verdient, und dann ist seine Wunde ja auch vielleicht nicht tödlich. Ohne Zweifel wird schnelle Hilfe ...«

»Glaubt Ihr?«, rief Fräulein von Barjac ungestüm, indem sie sich aufrichtete. »Wäre es möglich, dass er nicht sterben

könnte? Aber nein, nein!«, fuhr sie gleich darauf fort. »Ich habe seinen Schmerzensschrei gehört, ich habe ihn zu meinen Füßen niedersinken, ich habe das Blut in Strömen aus seiner Brust fließen sehen! Leonce, hört das feierliche Versprechen, welches ich Euch gebe: Von dem heutigen Tage an werde ich nicht mehr jenes eigenwillige, halsstarrige Kind sein, dessen fortwährendes Widerstreben alle seine Freunde zur Verzweiflung brachte. Ich werde in den gemeinsamen Stand der Frauen zurückkehren. Es hat mir zu viel gekostet, mich daraus entfernen zu wollen. Ich werde zurückhaltend und schüchtern sein wie die anderen. Ich werde mich nicht mehr aus Unwissenheit oder Leichtsinn furchtbaren Notwendigkeiten aussetzen. Ihr, Leonce, der Ihr schon gegen mich wie ein weiser, hingebender Bruder gewesen seid, Ihr werdet mir bei dieser Umwandlung behilflich sein, nicht wahr? Die Vorschriften, welche aus dem Mund anderer mich verletzen und meinen Stolz reizen, erscheinen mir sanft und freundlich, wenn sie von Euch kommen. Wenn ich Euch zuhöre, empfinde ich bloß ein Gefühl der Bewunderung für Eure Weisheit, der Dankbarkeit für Euren liebevollen Eifer. Ich denke ernstlich daran, besser zu werden.«

Es ist unmöglich, die anbetungswürdige Naivität und den Ausdruck von keuscher, vertrauensvoller Einfachheit wiederzugeben, welche diese Worte begleitete.

Christine, bis jetzt so stolz und übermütig, war durch den Schmerz gleichsam gezähmt.

»O Dank für diesen Entschluss, meine Freundin!«, rief Leonce entzückt. »Dank für diese gute Meinung, welche Ihr von mir habt! Also, Christine, teure Christine, Ihr liebt nicht den Baron von Laroche-Boisseau, und das Bewusstsein einer entweihten Zärtlichkeit hat mit Eurer gegenwärtigen Ver-

zweiflung nichts zu schaffen?«

»Ich sollte diesen Wüstling lieben!«, entgegnete Fräulein von Barjac. »Was denkt Ihr denn, Leonce? Ich sah in ihm nur höchstens einen angenehmen Gesellschafter, dessen einfaches offenes Wesen mich – mögen Sie mir meinen Irrtum verzeihen – an das meines Vaters und meines Onkels erinnerte, die aber Männer von Ehre und Rechtschaffenheit waren.«

»Gott sei gepriesen, welcher nicht gestattet hat, dass dieser Irrtum für Euch von noch unheilvolleren Folgen begleitet wäre! Wohlan, Christine, da Ihr geneigt seid, meinen Nachschlägen zu folgen, so müssen wir uns beeilen, den möglichen Folgen dieses tragischen Ereignisses zuvorzukommen. Sobald Ihr Euch von Eurer Gemütsbewegung ein wenig erholt haben werdet, wollen wir nach Mercoire zurückkehren. Wir werden meinem Onkel treulich erzählen, was geschehen ist. Ganz gewiss wird er dieser Angelegenheit die am wenigsten ungünstige Wendung zu geben wissen.«

»Eurem Onkel, dem Prior von Frontenac?«, fragte Christine, deren Züge sich verdüsterten.

Leonce bemerkte diese Veränderung. »Ach, Fräulein«, hob er in heftigem Ton wieder an, »Ihr hegt, wie ich sehe, ungerichte Vorurteile gegen diesen vortrefflichen Mann, und das ist undankbar. Warum wollt Ihr bei dieser unerklärlichen Abneigung gegen alle die Personen beharren, welche Autorität über Euch haben können? Christine, ich schwöre es Euch, Ihr verkennt meinen Onkel. Er ist kein Rigorist; er ist edelmütig und erfüllt von christlicher Liebe. Sein hoher Verstand begreift und entschuldigt die Fehler, wenn sie durch die Reue gesühnt werden. Vertraut Euch ihm an. Wenn Ihr wüsstet, welche herrliche Worte er zu finden weiß,

um das unruhige Gemüt wieder aufzuheitern! Ich habe selbst heute Morgen den Beweis davon erfahren. Ich kam traurig, unglücklich, verzweifelt zu ihm, und verließ ihn stark, mutig und von Hoffnung erfüllt!«

»Ich habe«, entgegnete Christine kalt, »an der Beredsamkeit des hochwürdigen Priors von Frontenac niemals gezweifelt. Aber«, setzte sie in verändertem Ton hinzu, »wie kam es, Leonce, dass Ihr seiner Tröstungen bedurftet?«

»Fräulein, fragt mich nicht – ich kann es Euch nicht sagen. Wisst bloß, dass ein einziges Wort von meinem Onkel hinreichend gewesen ist, um Wunder in mir zu bewirken. Trotz meines Verstandes hatte ich ein Glück geträumt, welches mir unmöglich zu sein schien, und die düsterste Niedergeschlagenheit hatte sich meiner bemächtigt. Der Prior hat mir soeben mitgeteilt, dass meine Hoffnung rechtmäßig, dass mein Ehrgeiz kein wahnsinniger war. Nun werde ich auch mit Feuer und Beständigkeit weiter schreiten. Ich fühle mich stark und von Mut erfüllt und werde alles tun, um den Preis zu verdienen, nach welchem ich zu streben wage.«

Leonce glaubte nicht, dass Fräulein von Barjac durch die Unbestimmtheit und das Dunkel dieser Worte hindurch vermuten könnte, worin dieser Preis bestehe, nach welchem er trachtete. Er vergaß, dass der Glanz seiner Augen, sein Ton, seine Gebärde die Wahrheit verrieten. Er wusste nicht, dass selbst das unschuldigste Weib mit einem wunderbaren Instinkt begabt ist, um die Liebe zu durchschauen, welche sie eingeflüßt hat.

Christine rückte mit lebhafter, fast feindseliger Bewegung von ihm weg. Der Grund hiervon war, dass die verräterischen Einflüsterungen des Barons von Laroche-Boisseau wieder in ihrer Erinnerung auftauchten. Sie entsann sich,

dass man sie auf eine Intrige aufmerksam gemacht hatte, welche angeblich von den Mönchen von Frontenac angesponnen worden, um ihre Hand dem Neffen des Priors zu geben. Ihr ganzer Stolz empörte sich bei dem Gedanken an diesen Missbrauch der Macht.

Deshalb und obwohl ein geheimes Gefühl sie zu Leonce hinzog, fühlte sie nur Entrüstung, als der junge Mann unter einem durchsichtigen Schleier seine redlichen Hoffnungen auseinandersetzte. Der Ausdruck dieser keuschen und rechtschaffenen Liebe, welche sie vielleicht einige Stunden früher ohne Zorn angehört hätte, hatte in ihrem eingenommenen Gemüt einen außerordentlichen Widerwillen erregt.

Sie war aufgestanden und sagte in trockenem Ton und ohne Leonce anzusehen: »Macht Euch gefasst, Monsieur, dass Hoffnungen, selbst wenn sie von Eurem Onkel, dem Prior, verbürgt wären, doch vielleicht nicht in Erfüllung gehen. Die Welt dreht sich nicht nach der Laune der Mönche von Frontenac, so hartnäckig und schlau sie auch sein mögen. Vielleicht werden sie dies bald gewahr werden. Doch gehen wir«, fuhr sie fort. »Ich muss zum Schloss zurückkehren, ich fühle mich besser. Was Euch betrifft, so könnt Ihr, da Ihr noch so schwach seid, nicht zu Fuß meinem Pferd folgen, welches seinerseits sich nicht gern dazu versteht, im Schritt zu gehen. Wir werden uns in Mercoire wiederfinden. Aber wo ist denn dieses verwünschte Tier?

Morbleu! Sollte es mir davongelaufen sein?«

Sie knallte mit ihrer Peitsche und rief Buch, aber Buch kam nicht zum Vorschein. Das Pferd, welches eigensinnig und launenhaft war, wie seine Herrin selbst, hatte es, als es den Zügel auf seinem Hals fühlte, angemessen gefunden, auf eigene Faust eine Promenade im Wald zu machen. Es war da-

her während des vorstehend mitgeteilten Gesprächs davon-
gelaufen und kam endlich, wie wir wissen, allein auf das
Schloss zurück.

Christine runzelte die Stirn, stampfte mit dem Fuß und gab
alle Zeichen eines Zornes, der vielleicht noch einen anderen
Grund hatte als den mutwilligen Einfall ihres Pferdes.

Leonce, der diese plötzliche Umwandlung in der Sprache
und den Manieren der jungen Schlossherrin nicht begriff,
hatte sich erhoben und bot schüchtern seine Dienste an.
Christine wies sie zurück.

»Es hat nichts zu sagen«, entgegnete sie. »Ich werde zu Fuß
gehen. Ich kenne die Wege. Bemüht Euch nicht, Monsieur.
Ich bin, glaube ich, groß genug, um allein zu gehen und habe
unterwegs einige Befehle zu erteilen. Ihr seid krank und ver-
wundet. Ihr könnt Euch Zeit nehmen, um nach Mercoire zu-
rückzukehren.«

Leonce versuchte immer noch, wiewohl vergebens, die Ur-
sache dieser lebhaften Erbitterung zu ermitteln. Er fragte
beinahe zitternd: »Ich bitte Euch, Fräulein, sagt mir, auf wel-
che Weise ich das Unglück gehabt habe, Euch zu missfallen?
Ich kann sie mir nicht erklären.«

»Mir zu missfallen, Monsieur Leonce? Und wie, wenn ich
fragen darf, hättet Ihr mir denn missfallen können? Eure An-
gelegenheiten gehen mich nichts an. In diesem Augenblick
besonders habe ich genug mit den meinen zu tun. Doch das
Wetter sieht aus, als ob Regen drohte. Kehrt daher so rasch
als möglich zum Schloss zurück, ich werde mich meinerseits
eben dahin begeben.«

»Christine! Fräulein! Ich beschwöre Euch, erlaubt mir Euch
zu begleiten. Dieser Wald ist nicht sicher. Ich will nicht mit
Euch sprechen, wenn Ihr es so wollt ... ich will bloß neben

Euch hergehen und ...«

»Na, hat denn wirklich alle Welt Lust, mich zu bevormunden? Ventrebleu! Ich habe doch heute bewiesen, dass ich imstande war, mich selbst zu schützen. Lasst mich, mein Herr. Folgt mir nicht! Ich verbiete Euch, mir zu folgen!«

Sie schlug entschlossen den ersten Fußsteig ein, der sich ihr darbot und entfernte sich.

Leonce wagte nicht sich zu rühren. Als sie aber an der Biegung des Weges verschwunden war, konnte er seiner Unruhe nicht widerstehen. Er begann so schnell er konnte zu laufen, um zu versuchen, sie einzuholen. Er sah sie auch bald wieder, während sie in einem von Stechpalmen und Haselstauden eingefassten Durchhau hineilte.

Fräulein von Barjac, die ihrerseits bemerkte, dass man ihr folgte, blieb plötzlich stehen, drehte sich um und machte eine so drohende Gebärde, dass der arme Knabe abermals wie angewurzelt stehen blieb.

Dennoch aber und sobald Christine nicht mehr sichtbar war, löste der Zauber, der ihn mitten auf dem Wege festbannte, sich wiederum. Er eilte schnell durch den Durchhau. Als er aber an das Ende desselben gelangte, fand er Fräulein von Barjac nicht wieder. Er ging nun auf den Fußsteigen weiter, welche diesen Teil des Waldes nach allen Richtungen hin durchschnitten; aber nirgends sah er die schlanke Gestalt des jungen Mädchens. Verzweiflungsvoll begann er nun zu rufen, aber nur das spottende Echo antwortete ihm.

Nun ward der Neffe des Priors von einer tiefen Entmutigung ergriffen. Sich an einen Baum lehnend, brach er in Tränen aus.

»Sie geht mir aus dem Weg«, murmelte er, »und sie will lieber den Gefahren, die sie vielleicht in dieser Einöde erwar-

ten, Trotz bieten, als meinen Beistand annehmen. Mein Gott, wie habe ich sie nur so sehr beleidigen können? Ohne Zweifel habe ich Unkluger, der ich bin, meine geheimen Wünsche zu deutlich blicken lassen. Da sie mich nicht liebt, da sie niemanden lieben will – ach, der Prior hatte recht! Ich sollte mich nicht so sehr beeilen, mich der Freude hinzugeben und die Hindernisse, die uns trennen, als beseitigt zu betrachten. Das ist aber das Schrecklichste von allem – sie liebt mich nicht! Wehe mir! Wehe mir!«

Nach einem Augenblick des Schweigens hob er wieder an: »Und dennoch kann ich sie nicht auf diese Weise verlassen. Ich werde sie von Weitem überwachen, ohne dass sie etwas davon weiß. Und wenn ich sie in Sicherheit sehe, wohlan, dann möge unser beider Schicksal sich erfüllen.«

Er lief abermals tiefer in den Wald hinein, ohne daran zu denken, dass er allein war, ohne Waffen, durch seine Wunde geschwächt und den Arm in der Binde tragend der Person, die er schützen wollte, von keinem großen Nutzen sein könnte.

Fräulein von Barjac war ihrerseits nicht weniger aufgeregt. Dieser neue Eindruck, welcher sich den schon so lebhaften Eindrücken dieses Morgens zugesellte, hatte die Spannung ihrer Nerven, die Gärung ihres Blutes und die Unordnung ihrer Ideen auf den höchsten Grad gesteigert. Obwohl sie mit leichtem Fuß das Gras der Waldgänge streifte, so schwindelte ihr doch der Kopf und ihre Ohren summten, während die sie umgebenden Bäume einen infernalischen Rundtanz aufzuführen schienen.

Die Hartnäckigkeit, mit welcher man ihr folgte, hielt sie jedoch ab, ihre Flucht langsamer auszuführen. Ihr langes seidenes Gewand mit der einen Hand zusammenraffend, mit

fest zusammengebissenen Lippen lief sie die Waldpfade entlang, ohne zu überlegen, wohin sie ging.

Als sie aber Leonce nicht mehr sah, als sie sein Rufen nicht mehr hörte, als sie sich in der Unermesslichkeit des Waldes allein fühlte, entschwand diese vorübergehende Überreiztheit mit einem Mal. Sie fühlte das Bedürfnis, stehen zu bleiben, um Atem zu schöpfen.

Einige Schritte von ihr erhob sich ein einzelner Felsen mit Moos und Flechten überkleidet und mit einem Hagebuttengebüsch bewachsen auf dem Abhang des Hügels. Am Fuß dieses Felsens befand sich eine kleine Vertiefung, in welcher es leicht war, sich zu verbergen.

Christine lenkte ihre Schritte nach diesem Asyl und kroch wie ein zum Tode verwundetes Reh keuchend hinein.

Anfangs schloss sie die Augen und war wie ohnmächtig. Nach Verlauf einiger Minuten jedoch ermannte sie sich wieder, richtete sich auf dem Ellbogen empor und versuchte sich zu besinnen, wo sie wäre.

Unter ihr sah sie ein umfangreiches, beinahe kreisrundes Becken von hohen Bergen umgeben, welche vom majestätischen Gipfel der Monadière beherrscht wurden. Der Wald nahm noch einen großen Teil dieses Tales ein. Dennoch aber ließ der hier und da zerrissene Teppich von Bäumen den zartgrünen Hintergrund der Wiesen oder den dunklen Purpur der Heide sehen. Gegen die Mitte des Beckens in einem Rahmen von Röhricht und Binsen breitete ein Teich oder vielmehr eine große Lache ihre unbewegliche Wasserfläche aus.

Diese Lage war den Jägern von Mercoire wohlbekannt. Hier war es, wo die von den Hunden verfolgten Hirsche und Wildschweine gewöhnlich sich einfanden, um sich vor ih-

rem unvermeidlichen Ende noch einmal zu erfrischen.

Am Rand, ungefähr eine Viertelstunde von der Stelle, wo Christine von Barjac sich jetzt befand, stand ein einzelnes Häuschen halb in einem Dickicht von dicht belaubten Bäumen versteckt. So weit das Auge reichte, war keine andere Hütte zu sehen. Diese immer schauerliche und einsame Umgebung hatte besonders in diesem Augenblick ein düsteres, unheimliches Ansehen, welches seinen Grund in dem Zustand der Atmosphäre hatte.

Alles verkündete, dass das Gewitter, welches sich seit dem Morgen um den Gipfel der Monadière herum auftürmte, sich bald mit unbezähmbarer Wut über die Umgegend entladen würde. Die Sonne war verschwunden. Der Dom von schwarzen unheimlichen Wolken, welche den Berg bedeckten, hatte einen riesigen Umfang gewonnen. Dann und wann kam ein dumpfes Grollen gleich dem fernen Rollen eines schweren Wagens auf dem Pflaster aus dieser Anhäufung von drohenden Dünsten. Die kahlen Felsen, welche die Monadière krönten, die Eberschlucht und der Abhang des Berges bis zum Saum des Waldes waren gegenwärtig unsichtbar.

Unter dem düstern Schleier jedoch, welcher die Landschaft wie ein Leichentuch einhüllte, zeigte sich noch ein fahles bleiches Tageslicht, dessen Mittelpunkt ein in unermesslicher Ferne auf der Linie des Horizonts stehender leuchtender Punkt war.

Christine konnte trotz der Unruhe ihres Gemütes diese Anzeichen nicht verkennen. Das Bewusstsein ihrer Lage kehrte mit Schnelligkeit in ihr zurück.

Es ist gewiss, dass die Leidenschaften sich im Angesicht großer Naturschauspiele leichter beruhigen, als ob sie in die-

sem Fall ihr Nichts und ihre Schwäche mehr fühlten.

Dieses großartige Gemälde wirkte mehr auf Fräulein von Barjac, wie es irgendein menschliches Wesen hätte tun können. Ihre fieberhaften Ideen begannen sich zu beruhigen und sie dachte ernstlich daran, ein Obdach vor dem drohenden Ungewitter zu suchen.

Sie wusste jetzt, wo sie war, und sie berechnete, dass sie eine Stunde brauchen würde, um zu Fuß das Schloss zu erreichen. Unglücklicherweise aber mussten, ehe eine Stunde verging, Regen, Blitz, Donner und Sturm ringsumher entfesselt sein.

Es blieb daher kein anderer Ausweg übrig, als ein Obdach in dem kleinen Haus zu suchen, von welchem wir gesprochen haben, und welches die Wohnung des Oberförsters Fa-geot war.

Christine hatte sich eben dazu entschlossen, als ein neuer Umstand all ihre Unruhe und Befürchtungen wiedererweckte.

In ihrem Versteck zusammengeduckt, hörte sie seit einigen Augenblicken ein seltsames Rascheln in dem benachbarten Dickicht. Man ging auf den trockenen Blättern und brach sich Bahn durch das Gebüsch. Das ringsum herrschende Schweigen war in diesem Augenblick so groß, dass Christine ganz deutlich das Geräusch hörte, welches das dürre Holz machte, indem es unter dem Tritt dieses unbekanntes Wesens zerbrach.

Übrigens bewegte sich dieses Wesen bald vorwärts, bald rückwärts, als ob es eine Spur verfolgte. Das Knistern ließ sich bald rechts, bald links hören, kam aber dabei immer näher.

Immer noch von dem Gedanken erfüllt, dass Leonce sie

verfolgte, glaubte Christine anfangs, der Zufall habe ihren hartnäckigen Beschützer in dieser Richtung geführt. Sie verkroch sich daher abermals in die Felsenhöhle.

Bald aber bemächtigte sich ein Zweifel ihres Gemütes. War es wirklich Leonce, der sich so in ihrer Nähe herumtrieb?

Vorsichtig den Kopf emporhebend, bog sie behutsam die Zweige auseinander und schaute hin.

Ihr Entsetzen war so groß, dass eben dieser Umstand sie verhinderte, einen Schrei auszustoßen.

Es war kein menschliches Wesen, welches sie verfolgte, sondern ein ungeheures Tier mit struppigem Haar, einer langen, über seine elfenbeinernen Hautzähne herabhängenden roten Zunge und funkelnden Augen.

Christine, die Tochter und Nichte der berühmtesten Jäger der Provinz, besaß in Dingen der Jagd zu viel Erfahrung, um nicht sofort einen ungeheuren Wolf zu erkennen. Ohne Zweifel sah sie hier das furchtbare, nach Menschenfleisch so lüsterne Tier vor sich, welches erst diesen Morgen den Nachstellungen von mehreren tausend Jägern entronnen war und welches man die *Bestie des Gévaudan* nannte.

Das arme Mädchen zitierte trotz des Mutes, welchen sie in gewöhnlichen Umständen an den Tag legte, an allen Gliedern. Dennoch hoffte sie noch, dass sie, wenn sie verborgen bliebe, von dem Untier nicht bemerkt werden würde. Unbeweglich den Atem anhaltend, beobachtete sie angstvoll jede Bewegung ihres furchtbaren Feindes.

Der Wolf ging mit kurzen Schritten, die Nase dicht auf den Boden haltend, wie ein gut dressierter Spürhund, welcher die Fährte des Wildes verfolgt, und ebenso wie ein Spürhund schnaubte er von Zeit zu Zeit gewaltig. Zuweilen blieb er auch stehen und schnüffelte den Wind. Es war, als ob die

Luft ihm frischere und reichlichere Ausströmungen von der Beute zutruge, welche er begehrte. Bald aber kehrte er mit dem wunderbaren Scharfsinn dieser Tiere zu dem langsameren, aber sichereren Mittel der Fährte zurück. Von Neuem die Nase auf den Boden senkend, setzte er sich hartnäckig wieder in Bewegung.

Nun machte er aber genau die Umwege, welche Christine wenige Minuten vorher selbst gemacht hatte, als sie einen Platz suchte, um sich Leonces Zudringlichkeit zu entziehen. Sie war es also, welche das Tier ausgewittert hatte. Sie war der Gegenstand dieser furchtbaren Jagd, wo die Rollen auf so seltsame Weise getauscht wurden.

Zum Glück war Fräulein von Barjac, indem sie einen ihrer Absicht günstigen Ort suchte, mehrmals wieder umgekehrt, sodass ihre Spur sich verwirrte. Dieser Umstand machte den Wolf verlegen, und er drehte sich trotz seiner Schlauheit mehrmals in einem und demselben Kreis herum.

Es konnte aber nicht lange dauern, so musste er seinen Irrtum einsehen und den Fehler wiedergutmachen. Dann hätten wenige Sprünge für ihn gereicht, um das arme Kind, den sicheren Lohn seiner blutgierigen Hartnäckigkeit, zu erreichen.

Christine sah mit steigender Angst das Tier zögern, nachdenken und vergleichen, als ob es im Begriff stünde, die verlorene Spur wiederzufinden, als ein neues Geräusch sich im Gebüsch erhob und den Wolf selbst zu beunruhigen schien.

Die sich auseinanderbiegenden Zweige ließen einen Menschen hindurch, in welchem Fräulein von Barjac an seiner zerlumpten Kleidung, an seiner bestialischen Physiognomie und ganz besonders an seinen gewandten Sprüngen auf den Händen sofort Jeannot mit den großen Zähnen erkannte.

Trotz ihres noch frischen Zwistes mit dem blödsinnigen Herumtreiber konnte sie nicht umhin, in dieser äußersten Gefahr die Hilfe eines Geschöpfes von ihrer eigenen Gattung anzurufen, wie tief dies Geschöpf auch stehen mochte. Sie wollte sich daher erheben, aber die Kraft fehlte ihr. Sie wollte schreien, aber die Stimme erstarb ihr in der Kehle. Dieses reiße Tier, welches mit offenem Rachen hin- und herlief, bestrickte sie, wie die Schlange den Vogel bestrickt, der noch sicher auf dem Baumast sitzt, sich aber durch eine unwiderstehliche Kraft angezogen fühlt.

Während die unglückliche Christine außerstande war, sich selbst zu helfen, erreichte Jeannot den kleinen freien Raum, wo der Wolf sich unaufhörlich und sehr unzufrieden, gestört zu werden, herumdrehte. Er gab seinen Zorn durch ein dumpfes Knurren kund, indem er zugleich mit seinen furchtbaren Zähnen knirschte. Jeannot schien aber dadurch nicht erschreckt zu werden.

»Nun, was suchst du hier?«, fragte er mit seiner rauen Stimme in dem Patois der Provinz. »Weißt du nicht, dass es heute hier überall herum Jäger gibt? Man riecht ihre Spuren in allen Dickichten. Also, Alter, recke deine Nase in die Höhe! Was denkst du denn, dass du so die Zeit verlierst?«

Christine war zu weit entfernt, um diese Worte deutlich zu hören, aber sie empfand ein unaussprechliches Erstaunen, als sie die anscheinende Vertraulichkeit wahrnahm, welche zwischen der Bestie des Gévaudan und dem Vagabunden herrschte. Welche Verwandtschaft konnte diese beiden wilden Wesen einander nähern? Der Wolf war nicht bloß bei Jeannots Ankunft nicht geflohen, er hatte sich nicht bloß nicht auf ihn gestürzt, sondern betrachtete ihn augenscheinlich sogar als einen Kameraden und Verbündeten.

Dennoch aber war es, als ob dieses Bündnis des Tieres und des Menschen Krisen unterworfen wäre, welche geeignet waren, es zu gefährden. Der Wolf, welcher über Jeannots Einmischung in seine Angelegenheiten immer unzufriedener zu werden schien, verdoppelte in diesem Augenblick sein dumpfes Knurren.

Jeannot nahm seinerseits ebenfalls eine zornige Miene an. »Ich sage dir, du bist ein Dummkopf und verlierst deine Zeit«, setzte er mit seiner heiseren Stimme hinzu. »Da du aber so hartnäckig bist, nun so gehe und suche. Ohne Zweifel wirst du am Ende der Fährte einen Jäger finden, der dir eine Kugel durch den Wanst jagt und das wäre dir schon recht.«

Der Wolf begann, als ob er diese Drohungen verschmähte, wieder zu schnüffeln, während Jeannot die Achseln zuckend ein wenig beiseitetrat.

Diesmal gab die drohende Nähe der Gefahr Christine die Kraft und die Stimme zugleich wieder. Sie richtete sich auf, und ohne noch zu wissen, ob die Einmischung, welche sie anrufen wollte, ihr eher verderblich als nützlich sein würde, schrie sie in gellendem Ton: »Jeannot, Jeannot, hilf mir!«

Der Blödsinnige stutzte und der Wolf blieb, eine seiner breiten Klauen in die Höhe hebend, stehen. Vergebens suchte Jeannot zu entdecken, woher der Ruf gekommen war. Dagegen aber richtete sich der durchbohrende Blick des Tieres ohne Zögern zu dem Felsen und heftete sich mit drohender Unbeweglichkeit auf Fräulein von Barjac.

Jeannot, der daran gewöhnt war, sich auf den sicheren Instinkt seines Kameraden zu verlassen, sah ihn fragend an und bemerkte endlich seinerseits das bleiche Gesicht der jungen Dame in dem sie umgebenden Laubwerk. Ungefähr

eine halbe Minute verging mit wechselseitiger Beobachtung. Man kann sich Christines Angst während dieses Augenblickes der Ungewissheit denken. Erschrocken über das, was sie getan hatte, wagte sie weder zu sprechen noch sich zu bewegen.

Der Wolf und Jeannot ihrerseits blieben mit nachdenklicher Miene jeder auf seinem Platz, als ob sie den Fall sich reiflich überlegten. Der Wolf entschloss sich zuerst. Er stieß ein leises, vergnügtes Geheul aus, leckte sich die Schnauze und schickte sich an, tapfer zum Angriff zu schreiten.

Aber er hatte die Rechnung ohne Jeannot gemacht. Dieser machte bei dem Anblick dieses bedeutsamen Manövers den Gedanken, welche ohne Zweifel in seinem Gehirn sich nur mühsam aneinanderreichten, sofort ein Ende und warf sich mit wahnfinniger Freude vor das Tier.

»Die Dame! Die Dame!«, rief er. »Ah, wie gut hast du gewittert, Wolf, mein Kamerad! Aber sie ist mein; rühre sie nicht an. Ich weiß noch eine andere und werde sie dir geben. Diese da aber will ich. Sie ist böse sie hat mich misshandelt. Jetzt hat sie keine Flinte mehr. Ich will sie haben, siehst du, oder wir werden uneinig!«

Der durch Christines Gegenwart ermunterte Wolf kam hartnäckig bald nach rechts, bald nach links ausweichend, um vorbeizukommen, näher. Jeannot aber vereitelte seine List und versperrte ihm den Weg.

Das Tier dachte nicht daran, von seinen furchtbaren Kräften Gebrauch zu machen, dennoch aber konnte es unklug sein, seine Geduld zu ermüden, denn es begann immer stärker zu knurren und auf seinen Freund Blicke zu schießen, welche nichts Gutes verrieten.

Jeannot geriet ebenfalls allmählich in Zorn. »Ich sage dir,

du kriegst sie nicht«, hob er mit gebieterischer Gebärde wieder an. »Ich lauere ihr schon lange auf, weil sie mich auf alle Weise gepeinigt und misshandelt hat. Ich werde dir eine andere geben, die du für dich ganz allein haben sollst. Was diese da aber betrifft, so nehme ich sie. Sollten wir uns um sie schlagen. Ha! Du knurrst, du empörst dich gegen deinen Vater, deinen Wohltäter? Glaubst du vielleicht mich zu schrecken? Wohlan, ich sage dir nochmals: Du kriegst sie nicht! Du kriegst sie nicht!«

Christine hörte nur unvollkommen diese Worte, aber es schien ihr gewiss zu sein, dass sie von Jeannot keine Hilfe zu erwarten hätte, ja sie fürchtete ihn jetzt schon ebenso wie das wilde Tier selbst. Deshalb sprang sie, den Zwist, welcher sich zwischen den beiden blutgierigen Kameraden erhoben hatte, benutzend, rasch aus ihrem Schlupfwinkel hervor und schlug mit unglaublicher Schnelligkeit die Flucht zur Ebene ein.

In demselben Augenblick schien ein wütendes Gebrüll und furchtbares Geschrei den Ausbruch eines Kampfes vermuten zu lassen.

Aber Christine blieb nicht stehen, um sich davon näher zu überzeugen. Überdies war auch der Kampf ein kurzer, denn es dauerte nicht lange, so trat wieder Ruhe ein.

Diese Ruhe verdoppelte Christines Angst. Ohne Zweifel standen ihre Verfolger, Mann und Tier, jetzt im Begriff, ihre Anstrengungen zu vereinigen, um Jagd auf sie zu machen. Schon glaubte sie dieselben hinter sich in den Dickichten zu hören. Sie rannte immer weiter, Schluchten, Gebüsche und Felsstücke mit schwindelnder Schnelligkeit überfliegend. Nach Verlauf von einigen Minuten dieses wahnsinnigen Rennens fühlte sie, dass der Atem ihr versagte. Ihr Herz

pochte, als wollte es die Brust zersprengen, und der Boden schien unter ihren Füßen zu weichen. Gezwungenermaßen machte sie daher am Fuß einer Eiche halt.

Ihre Befürchtungen waren nur zu gegründet. Die vollkommene Einigkeit herrschte jetzt zwischen Jeannot und dem Wolf. Beide verfolgten sie mit Begier. Jeannot kam springend den Hügel herunter. Er schwenkte seine langen Arme und ließ sein wild verworrenes Haar im Winde flattern, welcher zu wehen begann.

Der Wolf kam ein wenig hinter ihm, die Nase wieder auf dem Boden, als ob er die Fährte der armen Fliehenden wieder aufgenommen hätte. Er ging langsamer, aber mit der Gewissheit, seine Beute zu erreichen.

Jede Sekunde Ruhe, welche Christine sich gönnte, vermehrte in gewisser Beziehung ihre Aussicht auf Rettung. Übrigens musste sie sich auch schnell über einen weiteren Plan entscheiden. Trotz der beunruhigenden Demonstrationen ihrer Verfolger beeilte sie sich daher nicht, sich wieder auf den Weg zu machen. Auf ihre Schnellfüßigkeit vertrauend dachte sie nach, welches Mittel wohl das schnellste wäre, der Gefahr zu entrinnen.

Der Wald war immer noch öde. Das Ungewitter, welches im Anzug war, hatte die zahlreichen Jäger, welche am Morgen den Wald durchstreiften, genötigt, sich in die Häuser zu flüchten. Ohne Zweifel hatte auch Leonce entmutigt sich wieder zum Schloss zurückbegeben. Christine konnte daher nur auf sich selbst rechnen, dafern es ihr nicht gelang, das einsame Waldhäuschen des Forsthüters zu erreichen, welches man im Hintergrund des Tales gewahrte.

Bei diesem Entschluss blieb sie stehen. Obwohl sie Fargeot niemals mit besonders günstigem Auge betrachtet hatte, so

zwang doch die Notwendigkeit sie jetzt, in der Wohnung ihres Forsthüters Zuflucht zu suchen.

Nachdem sie diesen Entschluss gefasst hatte, machte sie sich wieder auf. Ihre Verfolger hatten während dieser kurzen Pause sich ihr bedeutend genähert, aber es dauerte nicht lange, so war sie ihnen abermals weit vorausgeeilt. Sich in das Dickicht hineinwerfend versuchte sie, sie in Bezug auf die wirkliche Richtung, welcher sie folgte, irre zu führen.

Diese List gelang. Jeden Augenblick waren der Mann und das wilde Tier unentschlossen, als ob sie ihre Spur verloren hätten. Dennoch aber und da sie zuletzt allemal hinter die List kamen, sah Christine mit Entsetzen dem Augenblick entgegen, wo ihre Kräfte erschöpft wären und sie dann rettungslos der Gewalt ihrer Feinde anheimfallen würde.

So erreichte sie den Saum des Waldes und war nun bloß noch etwa hundert Schritte von der Wohnung des Forsthüters entfernt. Das Haus aber war, wie wir wissen, auf einem kahlen, freien Platz erbaut. Christine konnte, wenn sie denselben passierte, nicht verfehlen, bemerkt zu werden.

Dennoch durfte sie nicht zögern. Der Wolf und Jeannot kamen immer näher. Zuweilen glaubte sie schon, das Schnauben ihres Atems zu hören. Sie musste also auf die Ebene heraus und sich den Blicken ihrer beiden furchtbaren Feinde preisgeben, welche eine letzte und gewaltige Anstrengung versuchen konnten.

Eben als sie im Begriff stand, das letzte Gebüsch zu verlassen, kam der Himmel ihr zu Hilfe.

Ein Windstoß verfiel sich in dem Wald, dass alle Äste sich krümmten und alle Stämme krachten. Ein dichter Staub, Moos und trockene Blätter wurden in die Luft emporgewirbelt. In demselben Augenblick durchfurchten blendende

Blitze diese Wolke, ein furchtbarer Donnerschlag erschütterte die Erde und große Tropfen begannen das Laub der alten Kastanienbäume zu peitschen.

Dieser plötzliche Aufruhr der Natur musste jedes lebende Geschöpf schrecken und betäuben. Christine aber eilte, vom Instinkt der Selbsterhaltung getrieben, mutig immer weiter. Vom Sturm hin- und hergeschleudert und von Staub und Regen fast geblendet, erreichte sie das Haus des Forsthüters.

Rasch öffnete sie die Tür, welche nur zugelinkt war, und drang in das Haus – zugleich mit einem Wirbelwind, welcher das alte Bauwerk über den Haufen zu werfen drohte.

Ein Schreckensruf hallte im Inneren, aber Christine kümmerte sich weiter nicht darum, sondern raffte alle Kräfte zusammen, um die Tür wieder zu schließen, welche der Sturm mit gewaltiger Kraft nach innen drängte.

Es gelang ihr. Sie konnte sich endlich in dem Hause und unter dem Schutz von Leuten, die in ihrem Lohn standen, in Sicherheit glauben.

Kapitel IV

DIE BELAGERUNG

Das Waldhaus war, obwohl vom Oberforsthüter von Mercoire bewohnt, in seinem Inneren ebenso ärmlich und so kahl wie die Hütte des armseligsten Landmannes der Nachbarschaft. Die Gerätschaften schienen alt und abgenutzt zu sein, obwohl sie von einer sorgfältigen Wirtschafterin höchst sauber gehalten waren. Übrigens war die Dunkelheit in diesem Augenblick so groß, dass man diese Einzelheiten nur

beim Schein der Blitze wahrnehmen könnte.

Die Person, welche beim Eintritt des Fräuleins von Barjac einen Schrei ausgestoßen hatte, war ein junges, hageres, blasses Mädchen.

Ihre Kleidung bestand in einem kurzen Rock und einem Mieder von altem gestreiften Stoff. Ihr Kopf und ihre Füße waren nackt.

Dieses arme Mädchen, die Tochter des Waldhüters Fargetot, war nicht schön, aber ihre krankhafte Blässe, ihre sanfte, schüchterne Miene, der ihren Zügen aufgeprägte Ausdruck von Schwermut flößten Mitleid ein.

Als Fräulein von Barjac eintrat, war Marion an ihrem Spinnrad beschäftigt. An ihren geröteten, müden Augen konnte man sehen, dass der Schmerz der einzige Gefährte ihrer düsteren Einsamkeit gewesen war. Jetzt stand sie da und betrachtete mit einem Gemisch von Überraschung und Unruhe die arme Christine, welche, ohne ein Wort sprechen zu können, auf einen Schemel niedergesunken war.

Endlich jedoch erkannte Marion die Person, welche mit so wenig Umständen zu ihr in ihre stille Klausur hereingekommen war.

»Guter Gott, das ist ja das Fräulein, unsere Herrin!«, rief sie, die Hände faltend. »Wer hätte geglaubt ... ach, gnädiges Fräulein, was ist Euch denn begegnet?«

Christine begann sich allmählich wieder zu erholen und brachte mechanisch ihre Kleidung in Ordnung – die erste Sorge einer Frau, wenn sie wieder zur Besinnung kommt.

»Ja, ich bin es, Marion«, entgegnete sie mit noch zitternder Stimme. »Der Gewittersturm ... und übrigens verfolgte man mich ... ist dein Vater hier?«

»Nein, gnädiges Fräulein.«

»Du bist also allein im Haus?«

»Ja, allein – wie immer.«

Dies wurde mit ergreifender Wehmut gesagt. Christine war aber noch viel zu bestürzt, als dass sie darauf hätte achten sollen.

»In diesem Fall«, hob sie wieder an, »beeile dich, alle Türen des Hauses zu verriegeln, man könnte mich hier suchen – schnell! Schnell!«

Marion, die ohne Zweifel schon lange an unbedingten Gehorsam gewöhnt war, beeilte sich, diesen Befehl auszuführen. Sie ging den Riegel der Haupttür vorzuschieben, dann begab sie sich in ein zweites Gemach und traf hier dieselbe Vorkehrung an einer Hintertür, welche in die Einfriedung hinausführte.

In diesem Augenblick wurde das Ungewitter noch viel heftiger. Regen, Donner und Wind tobten draußen. Obwohl stark befestigt, bogen sich die Fenster doch, als ob sie aufspringen wollten.

Als Marion wieder eintrat, sah sie, dass ihre junge Herrin zitterte.

»Verzeiht, gnädiges Fräulein«, sagte sie, »Ihr friert. Eure Kleider sind durchnässt und ich habe noch gar nicht daran gedacht, dass ...«

Sie holte aus einem Winkel ein Reisigbündel, welches sie in das Feuer warf. Es dauerte nicht lange, so wurde der Raum durch eine helle, belebende Flamme erheitert.

Das arme Mädchen hob in verlegenem Ton wieder an: »Wenn unser gutes gnädiges Fräulein sich herablässt, bei uns einzukehren, so sollte ich ihr vielleicht einige Erfrischungen anbieten ... ein wenig Milch ... Wein ... was weiß ich? Aber ich habe nichts – gar nichts.«

»Ich danke«, entgegnete Christine zerstreut, »ein Glas Wasser wird mir genügen.«

Marion nahm von einem Brettgestell einen alten zinnernen Becher, den sie lange mit einem Tuch rieb. Dann füllte sie ihn mit Wasser und überreichte ihn ehrerbietig der jungen Edeldame, welche ihn in einem Zug leerte. Dieses natürliche Stärkungsmittel ermunterte Christine vollends wieder.

»Marion«, fragte sie, »wo ist dein Vater? Ich habe ihn auch heute auf der Jagd nicht gesehen.«

»Er muss bald wiederkommen, gnädiges Fräulein, und ohne Zweifel wird das Gewitter ihn genötigt haben, irgendwo einzukehren. Er ist aufs Schloss gegangen, um den hochwürdigen Pater Prior von Frontenac zu sprechen.«

»Und was will er denn vom Prior?«, fragte Christine, deren ungestüme Empfindungen wieder erwachten.

»Wenn er um irgendeine Begünstigung bitten will, hätte er dann nicht besser getan, sich an mich zu wenden?«

»Ihr seid zu gütig, gnädiges Fräulein«, entgegnete Marion, indem sie sich demütig verneigte. »Mein Vater ist nicht gewohnt, mir von dem, was er tut, Rechenschaft zu geben.«

Christine antwortete nicht. Sie war schon nicht mehr beim Gespräch, sondern horchte auf das Geräusch draußen.

»Gnädiges Fräulein«, fragte Marion nach einer kurzen Pause schüchtern. »Ihr sagtet soeben, es hätte Euch jemand im Wald erschreckt. Wer hat denn gewagt, auf Eurem eigenen Gebiet Gewalt gegen Euch zu gebrauchen?«

»Ein gefährlicher Narr, den ich von meinem Gebiet verbannt habe und der dennoch hier wieder plötzlich zum Vorschein kommt. Doch, du musst ihn ja kennen, Marion. Er ist ein ehemaliger Schützling deines Vaters und ich vermute, dass Fargeot ihm trotz meines Verbotes auch jetzt noch sei-

nen Schutz angedeihen lässt.«

»Herr Gott, mein gutes gnädiges Fräulein, solltet Ihr vielleicht Jeannot zum Zorn gegen Euch gereizt haben?«

»Das ist möglich. Heute habe ich ihn abermals aus seiner Hütte in der Eberschlucht verjagt. Niemand, mag er wahnsinnig sein oder nicht, soll ungestraft meinen Befehlen Trotz bieten. Heute Abend, als ich infolge eines Ereignisses, welches du später erfahren wirst, allein im Wald umherirrte, begegnete ich diesem Menschen in Gesellschaft eines entsetzlichen Tieres. Beide haben mich bis hierher verfolgt.«

Marion verriet durch ihre Gebärden den größten Schrecken. »Ihr habt Jeannot gereizt!«, rief sie, »und wir sind allein! Und mein Vater bleibt so lange aus!«

Sie ging, um sich nochmals zu überzeugen, dass die Türen und die Fensterläden fest verschlossen waren.

»Warum bist du so ängstlich, Marion?«, fragte Fräulein von Barjac, die nun ebenfalls wieder unruhig wurde.

»Was haben wir hier zu fürchten?«

»Ich weiß es nicht, aber Jeannot ist so ganz anders als andere Menschen. Ich wollte, mein Vater wäre zu Hause, ich wollte, Ihr wärt selbst in Sicherheit auf Eurem Schloss Mercoire. «

»Sollte Jeannot dir oder deinem Vater etwas zuleide getan haben?«

»Niemals, gnädiges Fräulein. »Er kennt uns schon seit so langer Zeit! Wenn aber der Wahnsinn ihn ergreift wie heute – der Himmel stehe uns bei! Haben wir nicht so schon Kummer genug?«

»Gesteh es nur, Marion«, hob Fräulein von Barjac in strengem Ton wieder an, »es ist dein Vater, der diesen alten Tollhäusler in Schutz nimmt und ihm erlaubt, ohne mein Vor-

wissen auf meinem Grund und Boden zu verweilen.«

»Ja, gnädiges Fräulein, so ist es, aber ich beschwöre Euch, zürnt meinem Vater deswegen nicht. Jeannot war einer unserer Knechte, als wir zur Zeit meiner armen Mutter in Variñas wohnten. Obwohl sein Verstand sich seit jener Zeit verirrt hat, so kann man ihm doch Mitleid nicht verweigern. Als dieser Unglückliche vor zwei Monaten wieder hierherkam, hatte mein Vater nicht den Mut, ihn wieder fortzuschicken und verbot den anderen Forsthütern, ihn zu belästigen. Jeannot ist in seinen lichten Augenblicken durchaus nicht böseartig, nur spricht er kaum und versucht sich immer zu verstecken. Übrigens lebt er unter freiem Himmel, man weiß nicht wie, und verlangt nichts. Wir sehen ihn zuweilen hier, aber ...«

Sie unterbrach sich. Mitten durch das Toben des Sturmes hindurch glaubte sie von Weitem ein wildes Gebrüll zu hören.

»Was ist das?«, fragte sie.

»Es scheint mir in der Tat – doch nein, nein – es ist der Wind, der in den hohen Bäumen pfeift. Welch ein furchtbares Unwetter!«

Die beiden Mädchen schwiegen. Das Haus knarrte und ächzte, als ob es in dem Aufruhr der entfesselten Elemente zusammenbrechen wollte. Die Flamme des Herdes wurde heftig vom Wind zurückgetrieben, welcher sich im Schornstein verfing.

»Also«, hob Fräulein von Barjac wieder an. »Jeannot kommt zuweilen hierher?«

»Ja, ja, gnädiges Fräulein, und er jagt mir allemal tödlichen Schrecken ein. Wenn er in Abwesenheit meines Vaters kommt, so verstecke ich mich allemal auf dem Oberboden,

denn er sieht mich mit einer Miene an ...«

»Ich kenne diesen Blick«, sagte Christine bei dieser Erinnerung selbst erbleichend, »aber, liebe Marion, erkläre mir, warum Jeannot von diesem Wolf begleitet wird, den man die Bestie des Gévaudan nennt, und warum dieses Tier ihm nicht bloß nichts zu Leide tut, sondern sogar an seiner Gesellschaft Gefallen zu finden scheint?«

»Was sagt Ihr, gnädiges Fräulein?«, fragte Marion mit aufrichtigem Erstaunen. »Davon weiß ich nichts. Allerdings glaubt Jeannot in seinen Anwandlungen von Wahnsinn selbst ein Wolf zu sein. Dieser Gedanke ist ihm eingekommen, als er noch seine Herde auf den Bergen hütete. Ich habe ihn selbst auf allen vieren im Wald herumlaufen sehen wie ein wildes Tier. Aber, guter Gott! Wie soll man glauben, dass ein Christ in der Gesellschaft der Bestie des Gévaudan leben könnte?«

»Auch ich habe ihn gesehen, Marion, und werde diese Begegnung in meinem ganzen Leben nicht vergessen. Ja, ja«, setzte Christine in düsterem Ton hinzu, »in mehr als einer Beziehung wird der heutige Tag unauslöschliche Spuren in meiner Erinnerung zurücklassen!«

Es trat abermaliges Schweigen ein.

»Gnädiges Fräulein«, hob endlich Marion mit nachdenklicher Miene wieder an, »ich entsinne mich, dass Jeannot, ehe er den Verstand ganz verlor, in unserer Gegend für einen Hexenmeister galt, welcher die Tiere zu bezaubern verstünde. Zu jener Zeit hatte er einen jungen Wolf gezähmt, den er im Wald gefunden hatte, und dieser Wolf lief ihm überall nach wie ein Hund. Mein Vater und die anderen Forsthüter zwangen Jeannot, sich seines Zöglings zu entledigen, welcher ersäuft, erschossen oder erwürgt wurde – ich weiß

selbst nicht was. Seit dieser Zeit hat Jeannot recht wohl wieder ein anderes wildes Tier bezaubern können.«

»Wer weiß«, hob Christine von einer plötzlichen Idee ergriffen wieder an, »ob dieser junge Wolf wirklich getötet wurde, ob es Jeannot nicht gelungen ist, die Forsthüter zu täuschen und ob sein Zögling nicht jetzt herangewachsen ist! Diese Voraussetzung würde die seltsamen Dinge, welche man erzählt, hinreichend erklären. Ich bin fest überzeugt ...«

»Still! Still! Hört doch«, sagte Marion mit gedämpfter Stimme, indem sie den Arm ausstreckte, um Aufmerksamkeit zu erwecken.

Dieses Mal ließ sich ein doppeltes vollkommen deutliches Geheul in einiger Entfernung vom Haus hören. Das eine war hell, gewaltig und betäubend, das andere heiserer, weniger anhaltend und klang wie eine ungeschickte Nachahmung des ersten.

»Wir sind verloren!«, murmelte Marion kaum atmend.

»Diese teuflische Bestie wird trotz des Sturmes und dieser Wasserströme meine Spur wiedergefunden haben«, hob Christine kaum weniger bewegt wieder an. »O, wenn ich eine Waffe hätte!«

Fargeots Flinte hing an dem Kaminsims, und Christine bemächtigte sich ihrer mit Begier. Aber diese Flinte eines faulen und nachlässigen Forsthüters war verrostet, in schlechtem Zustand und nicht geladen. Vergebens verlangte Fräulein von Barjac Pulver und Kugeln. Die arme Marion, die vor Schrecken außer sich war, verstand sie nicht.

Mittlerweile war das Geheul nähergekommen und plötzlich pochte man heftig an die Tür, während gleichzeitig scharfe Klauen sich in das Holz eingruben, um es zu zerkratzen. Da die Tür Widerstand leistete, so hörte man eine kräch-

zende Stimme, welche rief: »Es sind die Wölfe – die Wölfe wollen hinein – Mach auf, Marion, mach schnell auf oder die Wölfe werden dich fressen!«

Marion, die nicht imstande war zu antworten oder auch nur eine Bewegung zu machen, schmiegte sich an Fräulein von Barjac. Diese, ebenfalls stumm und zitternd, verzichtete bald auf Verteidigungsanstalten, die, wie sie einsah, vergeblich waren.

Das Pochen und das Kratzen an der Tür dauerte mit gesteigerter Wut fort. Man versuchte sogar den Boden darunter auszuhöhlen, um sich einen Eingang zu bahnen. Erde und Steine wurden hinweggescharrt. Durch die Öffnung hindurch sahen die angsterfüllten Belagerten eine breite, haarige, mit furchtbaren Nägeln bewaffnete Tatze hindurchkommen.

Dennoch aber schien es, als ob irgendein nicht zu beseitigendes Hindernis diese Arbeit unterbräche. Der Feind begann nun eine andere Taktik anzunehmen, um das Haus herumzuschleichen, um die schwachen Stellen zu ermitteln und auf einem

anderen Punkt eine Bresche zu ermöglichen zu suchen. Man hörte sie an der Hintertür des Hauses und dann an jedem Fensterladen herumarbeiten. Die Zähne und Klauen hörten nicht auf, an den Brettern herumzuraspeln. Aus jeden fruchtlosen Versuch folgte ein unheimliches Geheul.

Die Lage der beiden unglücklichen jungen Mädchen begann eine verzweifelte zu werden. Die tiefe Dunkelheit, welche sie jetzt umgab und kaum durch den durch die Ritzen der Hütte fallenden Schein der Blitze unterbrochen wurde, dieser Aufruhr der Elemente, dieses fortwährende Brüllen und mehr als alles diese nach der Reihe auf alle Teile des

Hauses erfolgenden Angriffe bereiteten ihnen eine tödliche Angst. Das

Haus war alt und schlecht unterhalten. Es schien unmöglich, dass es den beiden Angreifern, dem Mann und dem Wolf, nicht bald gelingen müsse, in die Hütte einzudringen, wenn diese nicht bald Beistand erhielt.

Wer aber konnte zu dieser Stunde des Abends und bei diesem entsetzlichen Wetter wohl auf den Gedanken kommen, sich zum einsamen Waldhaus zu begeben? Selbst

wenn ein verirrter Jäger seine Schritte in diese Richtung lenkte, selbst wenn Fargeot, wie seine Tochter von einem Augenblick zum anderen hoffte, nach Hause zurückkehrte, was konnte wohl ein einziger Mann gegen die Bestie des Gévaudan und gegen einen wütenden Irrsinnigen ausrichten, der nicht weniger furchtbar war als das Tier?

Dennoch aber schienen die Belagerer die Nutzlosigkeit dieser oberflächlichen Angriffe auf mehrere Punkte des Hauses einzusehen. Ihre Taktik abermals ändernd, konzentrierten sie ihre Anstrengungen auf den Laden eines Fensters. Sie hätten nicht besser wählen können. Das Holz des Fensterladens war von der Feuchtigkeit halb verfault. Die verrosteten Beschläge mussten bald biegen oder brechen. Eine kräftige, ohne Zweifel mit einem Stein bewaffnete Hand pochte anhaltend gegen diesen Laden. Das ganze Haus erzitterte und die Bretter schienen sich bei jedem Schlag öffnen zu müssen.

In den kurzen Zwischenpausen, wo das Pochen ruhte, sagte eine heisere Stimme unter dem Fenster: »Die Wölfe wollen hinein – die Wölfe werden hineinkommen – und sie werden alles fressen – die Wölfe werden hineinkommen!«

Ein stärkerer Schlag als die anderen spaltete das Holz des Fensterladens seiner ganzen Länge nach. Wildes, höhni-

sches Gelächter verkündete dieses Ergebnis den armen verzweifelten Mädchen. Sie konnten einander nicht sehen, aber sie suchten sich unwillkürlich im Dunkeln und schmiegteten sich aneinander.

»Nun ist keine Hoffnung mehr«, sagte Marion mit gebrochener Stimme. »O, gnädiges Fräulein, Gott ist mein Zeuge, dass ich nicht um meinetwillen zittere. Ich bin so unglücklich gewesen! Seitdem ich meine Mutter verloren, habe ich keinen freudigen Augenblick wieder gehabt. Oft hat es mir am Notwendigsten gemangelt – allein, verlassen habe ich mir fast die Augen ausgeweint. Nein, ich fürchte den Tod

nicht um meinetwillen, obwohl ich mir ihn weniger grausam gewünscht hätte. Oft habe ich den Wassertümpel hinter dem Haus betrachtet und bin mit dem Gedanken umgegangen, mich hineinzustürzen, um meinem erbärmlichen Dasein ein Ende zu machen. Aber um Euretwillen habe ich Furcht, gnädiges Fräulein, um Euretwillen, die Ihr so schön, so edel, so reich seid, Ihr, die Ihr alles besitzt, um glücklich zu sein.«

»Unser Schicksal wird bald ein gleiches sein!«, entgegnete Christine mit verstörtem Blick, »aber wir können nicht so umkommen! Was! Sollte denn unter dieser Menge, die sich heute Morgen um mich herumdrängte und mich mit Beteuerungen ihres Eifers überhäufte, niemand sein, der mich verteidigte?«

»Wir haben nun weiter keine Zuflucht mehr als zu Gott gnädiges Fräulein.«

»Dennoch aber hatte ich gehofft, dass wenigstens einer – doch nein, nein, ich habe seine guten Dienste zurückgewiesen. Vielleicht würde ich selbst in diesem furchtbaren Augenblick noch zögern, sie anzunehmen.«

»Einer – wohl jemand, der Euch liebt?«, fragte Marion im Ton unaussprechlicher Wehmut. »Ach, gnädiges Fräulein, Euch war also jedes Glück beschieden. Mich liebt

Niemand, niemand wird mich bedauern, wenn mich dieses wilde Tier zerrissen haben wird.«

In diesem Augenblicke zerbrach der Fensterladen vollends ganz. Ein Blitz gestattete durch die Öffnung hindurch das scheußliche vom Regen triefende Antlitz Jeannots und die gähnende Schnauze und das funkelnde Auge des Wolfes zu sehen, der auf seinen Hinterpfoten stehend die Trümmer des zerbrochenen Brettes wegzureißen versuchte.

Marion bedeckte das Gesicht mit den Händen, blieb aber mit resignierter Miene unbeweglich stehen.

Fräulein von Barjac dagegen konnte diesen furchtbaren Anblick nicht ertragen. Sie prallte bis an das äußerste Ende des Zimmers zurück und rief: »Hilfe! Mein Gott! Hilfe! Hilfe! Ich glaubte mich so stark und ich habe weder Kraft noch Mut! O, wer es

auch sei, der mir in meiner tiefen Not Hilfe bringt, so werde ich ihn segnen, so lange ich lebe.«

Gerade, als ob dieses Flehen gehört worden wäre, antworteten menschliche Stimmen in einiger Entfernung vom Haus.

Jeannot und die Bestie hielten in dem Augenblick, wo sie in das Haus hineinspringen wollten, inne.

«Hilfe! Hilfe!«, rief Christine, abermals durch plötzliche Hoffnung wieder belebt.

»Hilfe! Hilfe!«, wiederholte Marion mit ihrer schwachen Stimme.

Die vier funkelnden Augen verschwanden vom Fenster. Im selben Augenblick kamen mehrere Personen herbeige-

eilt. Man pochte entschlossen an während jemand von draußen sagte: »Sie ist hier! Ich habe ihre Stimme erkannt. Ich bin fest überzeugt, dass sie hier ist.«

Augenscheinlich war die Gefahr vorüber, aber Christine konnte sich immer noch nicht rühren. Die Tochter des Forsthüters ging die Tür aufriegeln.

Sofort stürzten die Ankommenden in das Haus.

Ein Dämmererschein erhellte noch das Freie, das Innere des Hauses aber blieb in Finsternis gehüllt. Einer von denen, welche eingetreten waren, fragte in bewegtem Ton: »Christine! Fräulein von Barjac! Im Namen des Himmels! Seid Ihr hier?«

»Ja, ich bin hier. Leonce, und ich danke Euch – Euch und denen, die Euch begleiten, für den Dienst, den Ihr mir leistet.«

»Gott sei gepriesen! Ach, Fräulein, Ihr habt mir tödliche Unruhe bereitet.«

Marion zündete ein Licht an. Leonce hatte einen Jagdwächter und einen Diener vom Schloss mitgebracht, denen er im Wald begegnet war, während er Christines Spur suchte.

Er hatte ihnen befohlen, mit ihm zu gehen. Trotz des Regens hatten alle drei den Teil des Waldes durchforscht, welcher an die Lache grenzte.

Endlich in der Voraussetzung, dass Christine ein Asyl im Waldhaus, der einzigen Wohnung in der Nähe, gefunden habe, waren sie hierhergekommen, um sich davon zu überzeugen, und, wie wir gesehen haben, gerade noch zur rechten

Zeit angelangt.

Sie schienen im beklagenswertesten Zustand zu sein. Sie hatten die ganze Wut dieses furchtbaren Gewitters ausge-

halten und ihre Kleider troffen von Wasser.

Leonce besonders war ganz erschöpft. Seine Krankheit, sein verwundeter Arm, den er in einer Binde trug, hätten ihm dergleichen Anstrengungen verbieten sollen. Die Blässe seines Gesichtes verriet seine furchtbare Erschöpfung. Dennoch

aber beklagte er sich nicht. Weit entfernt hiervon strahlte sein

Antlitz vor Freude, als er Fräulein von Barjac unversehrt vor sich sah.

Der Jagdwächter und der Diener kümmerten sich ihrerseits wenig um die Unordnung, in welche ihre Kleidung gekommen war. Die Freude, ihre Herrin wiedergefunden zu haben, welche man trotz ihres seltsamen, eigensinnigen Wesens

anbetete, und vielleicht auch der Gedanke, dass bei der Rückkehr zum Schloss eine gute Belohnung sie erwartete, machte sie gegen alles Übrige gleichgültig.

Die arme Marion hatte sich beeilt, ein neues Reisigbündel in den Kamin zu werfen. Dies war alles, was sie für ihre Gäste tun konnte.

Während sie vor dem Feuer ihre durchnässten Kleider trockneten, blieb Christine beiseite auf einem Schemel sitzen und wiederholte unaufhörlich die Worte: »O, welch ein Tag! Welch ein schrecklicher Tag!«

Endlich wendete sie sich gegen Leonce und fragte ihn in einem Ton, der noch einen Rest von Verstörtheit verriet.

»Als Ihr jetzt hierherkamt, habt Ihr sie doch sehen müssen. Nicht wahr?«

»Wen denn, Fräulein von Barjac?«

»Nun die, welche Eure Gegenwart zur Flucht bewogen hat

- jenen grässlichen Wahnsinnigen und jenes furchtbare Tier, dessen Beute wir beinahe geworden wären.«

»Ich verstehe Euch nicht, Christine, wir haben niemanden gesehen.«

»Was? Hier vor diesem Fenster habt Ihr nicht gesehen ...«

»Wir sind von der entgegengesetzten Seite hergekommen. Übrigens blendete uns der Regen und der Wind brauste in unseren Ohren. Aber ich bitte Euch, Fräulein, sagt mir was geschehen ist.«

Christine erzählte ihm in wenigen Worten ihr Abenteuer, seitdem sie sich von ihm im Wald getrennt hatte.

Die Zuhörer vernahmten diesen Bericht mit einer Miene von Erstaunen und Bestürzung, worin sich ein gewisser Grad von Unglauben mischte. Leonce selbst neigte sich der Meinung zu, dass Fräulein von Barjac noch im Fieberdelirium befangen sei und verbarg diese Meinung nicht genug.

»Morbleu! Haltet Ihr mich denn für wahnsinnig?«, rief Christine mit ihrem gewöhnlichen Ungestüm. »So fragt doch diese arme Marion, fragt sie, was sie gesehen, was sie soeben hier gehört hat!«

Marion bestätigte schüchtern und mit niedergeschlagenen Augen die Erzählung ihrer Herrin.

»Und wenn dieses Zeugnis Euch nicht genügt«, fuhr Christine fort, »so betrachtet dieses Fenster. Sind die, welche es eingeschlagen haben, vielleicht chimärische Geschöpfe gewesen?«

Der Jagdwächter hob die Trümmer des zerbrochenen Fensterladens auf. Obwohl das Holz auf der Oberfläche verfault war, so besaß doch das Innere - es war starkes Eichenholz - noch bedeutende Festigkeit. Es hatte einer nicht gewöhnlichen Kraft bedurft, um es zu zerbrechen. Überdies bemerkte

man auch auf dem Brett und sogar an den eisernen Beschlägen tiefe Ritzen, wie von einem spitzen Instrument herrührend.

Die Bruchstücke des Ladens gingen von Hand zu Hand. Der Jagdhüter und der Diener betrachteten sie und schüttelten betroffen den Kopf. Leonce wurde nachdenklich.

»Verzeiht mir, Fräulein Christine«, hob er wieder an, »dass ich gewagt habe, einen Zweifel an diesem außerordentlichen Ereignis kundzugeben. Ich erinnere mich jetzt in verschiedenen Büchern gelesen zu haben, dass gewisse, an das Leben der Einsamkeit gewöhnte Menschen und ganz besonders die Hirten im Gebirge leicht in eine Art Wahnsinn verfallen, welcher darin besteht, dass sie in Wölfe verwandelt zu sein glauben. Diese Monomanie, welche die Gelehrten mit dem Namen Lykanthropie bezeichnen, ist, wie man sagt, besonders in den schottischen Hochlanden sehr häufig, doch gestehe ich, dass ich bis auf den heutigen Tag diese Berichte für Fabeln gehalten hatte und dass mir das Vorhandensein solcher Wolfsmenschen oder Lykanthropen sehr problematisch zu sein schien. Jetzt jedoch bleiben mir über diesen Punkt keine Zweifel mehr übrig. Es scheint mir bewiesen zu sein, dass Jeannot mit der Lykanthropie behaftet ist. Unerklärlich aber ist mir noch das Einverständnis, welches zwischen diesem Wahnsinnigen und dem wirklichen, blutdürstigen, furchtbaren Wolf besteht, welcher der Schrecken dieser ganzen Umgebung ist.«

Christine wiederholte die Erklärung, die sie von Marion Fargeot in Bezug auf den jungen Wolf erhalten, welchen Jeannot früher einmal gezähmt hatte.

Da Leonce in dieser Tatsache noch keinen genügenden Beweggrund für diese monströse Gemeinschaft sah, so sagte

der alte Jagdwärter, der sich vor dem Feuer wärmte, plötzlich: »Mit Eurer Erlaubnis, Monsieur, und auch mit Erlaubnis des edlen Fräuleins, unserer Herrin, es liegt in all diesem durchaus nichts Außerordentliches. Wenn Jeannot wirklich das Tier aufgezogen hat, so hat dieses sich recht gut an ihn gewöhnen können, selbst wenn es wieder wild geworden wäre. Ich könnte mehrere Beispiele derselben Art anführen. Ich kam selbst einmal auf die Idee, eine kleine

Wölfin aufzuziehen, welche von einem durch die Hunde des Herrn Grafen erwürgten Wurf übriggeblieben war. Ich ließ sie von meiner Hündin säugen, welche endlich viel Zuneigung zu ihr fasste und ihr diese Nahrung ebenso gern und regelmäßig gewährte wie ihren Jungen. Als die Wölfin groß wurde, hielt ich sie aus Furcht vor einem Unfall sorgfältig angebunden, aber sie zerriss ihre Kette und lief davon. Ich dachte nicht mehr daran, als ich zwei Jahre später, während ich im Gebüsch von Pouillac jagte, meine Hündin plötzlich eine Fährte mit vielem Eifer aufnehmen und ohne anzuschlagen in das Dickicht eindringen sah. Da ich nicht wusste, was dies bedeuten sollte, so folgte ich ihr. Nachdem ich einige Augenblicke gesucht hatte, fand ich sie beschäftigt, ganz freundschaftlich eine Wölfin zu lecken, welche ihr ihre Liebkosungen zurückzugeben schien. Als die Wölfin mich erblickte, sprang sie wie erfreut in die Höhe. Ich legte, ohne mir die Sache weiter zu überlegen, meine Büchse an und gab Feuer. Das arme Tier stürzte nieder. Als ich mich ihm näherte, schleppte es sich sterbend heran, um mir die Füße zu lecken. Wir hatten einander erkannt. Es war die Wölfin, welche ich aufgezogen hatte. Meine Hündin weinte und in der Tat, ich glaube, ich weinte auch. Ihr seht daher, dass selbst die Raubtiere zuweilen Gefühl zeigen. Nichtsdestoweniger

will ich gern gestehen, dass, wenn die Wölfin Junge gehabt hätte, meine Hündin und ich vielleicht nicht so gut empfangen worden wären.«

»Und ebenso«, hob Fräulein von Barjac wieder an, »hat es mir geschienen, als ob das gute Einvernehmen zwischen diesem unglücklichen Wahnsinnigen und seinem scheußlichen Kameraden zuweilen gestört würde. Wie dem aber auch sei, so muss man auf Mittel denken, mein Besitztum so bald wie möglich von diesen gefährlichen Bewohnern zu befreien.«

»Ist denn Jeannot wirklich auch an und für sich selbst gefährlich?«, fragte Leonce, von einem Argwohn betroffen.

»Jagdwächter, Ihr könnt jetzt nicht mehr leugnen, dass Ihr Jeannot oft im Wald seit seiner Rückkehr nach Mercoire begegnet seid, obwohl Euer Vorgesetzter, der Oberforsthüter Fargeot, Euch verboten hat, von diesem Umstand zu sprechen. Ich beschwöre Euch daher, mir offen zu antworten: Glaubt Ihr, dass dieser Wahnsinnige in seiner Manie imstande wäre, menschliche Wesen anzufallen?«

Der Leser wird sich erinnern, dass Leonce, als er sich am Abend vorher im Tal der Monadière aus dem Sattel geschleudert sah, nicht von einem Wolf, sondern sich von einem Menschen angegriffen geglaubt hatte.

Der Jagdhüter antwortete, dass Jeannot, den er übrigens sehr wenig kenne und den er erst zwei- oder dreimal gesehen hatte, ihm sehr harmlos erschienen sei und dass derselbe allemal bei seiner Annäherung entflohen sei.

Marion bestätigte diese Erklärung.

»Wohlan«, sagte Leonce, »dann irre ich mich. Ich vermutete einen Augenblick – doch nein, nein, ich verleumde diesen armen Narren. Er würde die Nachahmung nicht so weit haben treiben können.«

Während dieses Gespräches hatte das Ungewitter sich ausgetobt und der Regen hatte aufgehört. Die Stürme in den Gebirgen haben umso weniger Dauer, je größer die Heftigkeit ist, mit der sie entfesselt werden. Der Diener ging auf die Schwelle der Tür hinaus und gewahrte durch die Risse der großen, schwarzen Wolken hindurch, welche noch grollend entflohen, den mit Sternen besäten, blauen Himmel. Er beeilte sich, den anderen diese gute Nachricht mitzuteilen.

»Fräulein«, sagte Leonce zu Christine, die immer noch düster und träumerisch dasaß. »wäre es Euch genehm, wenn wir uns aus den Weg machten? Man wird im Schloss sehr in Sorge um Euch sein. Indessen, da der Regen ohne Zweifel die Wege sehr ungangbar gemacht hat, so wäre es vielleicht besser, wenn wir ein Pferd holen ließen ...«

»Nein, ich werde zu Fuß gehen«, entgegnete Christine, indem sie sich rasch erhob. »Es liegt mir daran, daheim in Sicherheit zu sein. Wir laufen vielleicht noch Gefahr, wenn wir den Wald zu dieser Stunde passieren.«

Der Jagdhüter und der Diener hatten Gewehre, aber der Regen hatte das Pulver notwendig nass gemacht. Christine befahl daher, in ihrer Gegenwart die Flinten wieder von Neuem zu laden. Was Leonce betraf, so hatte er nur einen Stock, um seinen wankenden Schritt zu stützen, aber er gedachte sich dessen im Fall eines Angriffes mit Nutzen zu bedienen und versicherte dies Christine, welche ihn mit wehmütigem Lächeln anhörte.

Nachdem diese Vorbereitungen beendet waren, näherte sich Fräulein von Barjac der Tochter des Oberforsthüters, welche mit geheimer Furcht der Verlassenheit entgegensah, in welcher sie zurückbleiben sollte.

»Marion, liebes Kind«, sagte Christine in gütigem Ton,

»wir haben miteinander eine jener Angststunden verlebt, welche man nie wieder vergisst. Du wirst fortan und stets an mir eine eifrige, treue Freundin haben. Worte, welche dir entfallen sind, haben mir verraten, dass du nicht glücklich bist. Ich will wissen, was der Grund deines Kummers ist. Besuche mich morgen auf dem Schloss. Du wirst mir deine Kümmernisse erzählen, und vielleicht finden wir Hilfe dagegen.«

Marion war tränengerührt.

»O, gnädiges Fräulein, wie gütig seid Ihr!«, antwortete sie in innigem Ton. »Ich bin ein armes Geschöpf, welches nicht würdig ist, von einer edlen und reichen Dame wie

Ihr mit Wohlwollen betrachtet zu werden. Indessen, wenn Ihr einige Teilnahme für mich gefasst habt, so beschwöre ich Euch, zeigt Euch nachsichtig gegen meinen Vater. Er hat ohne Zweifel große Fehler begangen und er wird deren in Zukunft vielleicht noch mehr begehen. Ich bitte Euch aber inständig ...«

»Gut, gut, wir werden mehr hierüber sprechen und es soll sich alles zu deiner Zufriedenheit gestalten, das verspreche ich dir. Komm morgen aufs Schloss. Ich werde dich erwarten. Bis dahin Mut gefasst. Meine Herren, seid Ihr bereit?«

Marion schien immer unruhiger und verlegener zu werden. »Gnädiges Fräulein, gnädiges Fräulein!«, stammelte sie, endlich ihre Schüchternheit überwindend. »Wollt Ihr mich denn verlassen? Wenn sie nun wiederkämen?«

Christine schlug sich vor die Stirn. »Ganz recht!«, rief sie. »wie konnte ich nur nicht daran denken! Ja, man hat recht. Bisweilen bin ich wirklich egoistisch und rücksichtslos. Verzeih mir, Marion, ich hätte bedenken sollen, dass man dich hier mit dem zerbrochenen Fenster nicht allein lassen kann.

Wohlan, liebes Kind, warum

willst du nicht gleich jetzt mit uns zum Schloss gehen?«

»Gnädiges Fräulein, das kann ich nicht. Mein Vater wird nun bald nach Hause kommen, und wenn er mich nicht fände ...«

»Dann soll Grand-Pierre bis zu Fargeots Rückkehr bei dir bleiben. Er hat ein Gewehr und weiß sich dessen zu bedienen. Unter seinem Schutz wirst du nichts zu fürchten haben.«

»Ach, gnädiges Fräulein, wie vielen Dank bin ich Euch schuldig! Es wird Monsieur Grand-Pierre nicht sehr ermüden und übrigens mein Vater nun auch nicht lange mehr aus» bleiben.«

Grand-Pierre, der Diener, schien über den Auftrag, den man ihm erteilte und den er gleichwohl nicht zurückweisen konnte, nicht sehr erfreut zu sein.

»Morbleu, Marion«, hob er in ärgerlichem Ton an, »wenn ich warten soll, bis Euer Vater kommt, so riskiere ich die ganze Nacht bei Euch bleiben zu müssen.«

»Warum denn, Monsieur Grand-Pierre?«

»Weil heute Abend, ehe ich hierherkam, wir, Jerome hier und ich, Euren Vater ganz betrunken am Rand des Weges von Cransac, eine Viertelstunde von hier, liegend fanden. Wir wollten ihn bewegen, sich zu erheben, aber es war ihm nicht möglich. Man hätte ihn tragen müssen, was unmöglich war, so groß und schwer wie ist er. Wir haben uns daher begnügt, ihn in ein Felsenloch zu wälzen und ihn gegen das eben anziehende Gewitter zu schützen. Ohne Zweifel liegt er noch darin und wird allem Anschein nach vor morgen Früh nicht zur Besinnung kommen.«

Marion errötete vor Scham und die Tränen traten ihr in die

Augen. Sie sagte zu Christine, aber ohne, dass sie gewagt hätte, sie anzusehen: »Verzeiht ihm, gnädiges Fräulein, trotz seiner Fehler liebt er mich – ja, er liebt mich – wenigstens so sehr wie er lieben kann. Übrigens empfahl mir meine Mutter auf ihrem Sterbebett unter allen Umständen über ihn zu wachen und ihn gegen seine eigenen Fehler zu schützen. Dieses heilige Versprechen werde ich halten. Mein unglücklicher Vater kann

nicht die Nacht der rauen Luft und den Angriffen wilder Tiere ausgesetzt zubringen. Ich muss sofort mich aufmachen, ihn zu suchen, aber ohne Hilfe kann ich nicht ...«

»Ich verstehe dich. Grand-Pierre wird dich bis an den Ort begleiten, wo dein Vater sich befindet und wenn nötig, Dir ihn nach Hause führen helfen. Er wird sich nicht eher verlassen, bis Ihr wieder hier angelangt seid und nichts mehr zu fürchten habt. Bist du damit einverstanden?«

Marion erschöpfte sich in Danksagungen. Mittlerweile hatte der Jagdhüter Jerome das eingeschlagene Fenster, so gut er konnte, wieder repariert. Fräulein von Barjac empfahl ihren Schützling ihrem Diener Grand-Pierre an, erinnerte das junge Mädchen nochmals daran, dass sie sie den nächstfolgenden Tag erwarte, und verließ dann auf Leonces Arm gestützt und von Jerome begleitet, der sich bereithielt, im Notfalle sofort Feuer zu geben, die Hütte des Oberforsthüters.

Kapitel V

DIE TOCHTER DES TRUNKENBOLDS

Als Marion mit Grand-Pierre allein war, warf sie rasch einen alten wollenen Mantel über - ihr bestes Kleidungsstück sowohl für den Winter als auch für den Sommer. Dann holte sie aus einem alten Koffer den groben Überrock ihres Vaters, indem sie mit Grund voraussetzte, dass der vor Kälte halb erstarrte Trunkenbold dieser wärmenden Hülle bedürfen würde.

Der an der Tür stehende Diener sah ihr, sich auf sein Gewehr stützend, ungeduldig zu.

»Na, zum Donnerwetter, seid Ihr bald fertig?«, fragte er in rohem Ton und mit dem Fuß aufstampfend. »Soll ich vielleicht hier warten bis morgen? Zum Teufel mit solchen Aufträgen! War es nicht vielmehr Jeromes Sache, seinen betrunkenen Vorgesetzten aufzuheben, als die meine, da ich Lakai im Schloss bin und Livree trage? Aber solche widerwärtigen Frondienste fallen mir allemal zu!«

Marion unterbrach sich mitten in ihren Vorbereitungen und sagte mit einem Gemisch von Schmerz und Demut: »Wenn es Euch so sehr zuwider ist, mich zu begleiten, Monsieur Grand-Pierre, so verlasst mich. Ich werde dann allein gehen. Es wird Euch noch leicht sein, das gnädige Fräulein einzuholen. Ihr werdet ihr sagen, dass ich Euch fortgeschickt habe, dass Eure Dienste mir nicht notwendig wären. Ich schwöre Euch, dass niemals ein Wort der Klage gegen Euch aus meinem Mund kommen soll.«

»Na, verlieren wir nicht lange Zeit. Ich habe einen Befehl erhalten und muss ihn auch ausführen. Aber hat man wohl

jemals so etwas erlebt! Den ganzen Tag wegen dieser ver-
wünschten Treibjagd auf den Beinen, bis auf die Haut
durchnässt, halb tot vor Hunger und Müdigkeit, soll ich nun
auch noch in Gesellschaft einer barfüßigen Prinzessin mit
zerrissenem Rock im Wald herumlaufen, um einen alten
Trunkenbold zu suchen! Mittlerweile werden die anderen
auf dem Schloss sich nicht wenig darauf zugutezutun, Fräu-
lein von Barjac aus einer großen Gefahr gerettet zu haben.
Sie werden einige Taler in ihre Tasche bekommen. Sie wer-
den von Schwester Magloire, vom Chevalier, ja, wer weiß,
sogar vom Pater Prior selbst gelobt werden. Welcher Teufel
aber wird sich morgen darum kümmern, wie ich die Nacht
zugebracht habe? Indessen, der Wein ist einmal einge-
schenkt, folglich muss er auch getrunken werden. Nun,
Mädchen, seid Ihr bald fertig?«

»Da bin ich, Monsieur Grand-Pierre,« sagte Marion in sanf-
tem Ton.

Unter einem ihrer Arme trug sie den Überrock ihres Va-
ters. Am anderen Arm hing ein kleiner Korb, welcher leine-
ne Tücher, Scharpie und andere zum Verbinden von Wun-
den oder Quetschungen nötige Gegenstände enthielt. Die
arme Unglückliche wusste aus Erfahrung, dass diese Vor-
sicht ihr ohne Zweifel nicht unnütz sein würde.

Was sie selbst betraf, so hatte sie ihrer Toilette weiter nichts
hinzugefügt als den kleinen Mantel, der ihren Kopf bedeckte
und ihr hageres Gesicht umhüllte.

Marion ließ das Licht brennen, um das Zimmer hell zu fin-
den, wenn sie mit ihrem Vater zurückkäme. Dann klinkte sie
die Tür zu und verließ das Haus mit ihrem Begleiter, der im-
mer noch zwischen den Zähnen hindurch murrte.

Die Nacht war draußen ziemlich dunkel. Der Regen und

der Donner hatten aufgehört, aber Blitze leuchteten noch in der Ferne. Übrigens gestattete ein unbestimmter Schimmer, den Weg zu sehen, wenigstens so lange man nicht unter die Bäume hineinkam. Eine majestätische Ruhe herrschte jetzt ringsum. Man hörte nur noch das schwache Seufzen des Windes in den Tiefen des Waldes, die einzelnen Tropfen, welche noch von den Blättern der Kastanienbäume fielen, und die Sturzbäche von Regenwasser, welche sich in den Schluchten verliefen.

Marion und Grand-Pierre gingen nebeneinander her, ohne zu sprechen. Sie hatten einen in schlechtem Zustand befindlichen Fußsteig eingeschlagen, welcher durch eine kleine, flache, kahle Strecke führte. Jeden Augenblick ward der Weg durch Tümpel von gelblichem, stillstehendem Wasser durchschnitten.

Marion mit ihren bloßen Füßen kümmerte sich weiter nicht darum, sondern marschierte keck hindurch. Grand-Pierre aber, der unaufhörlich Umwege machen musste, erging sich in allerhand Verwünschungen.

Die arme Marion antwortete nicht mehr. Sie begnügte sich ganz leise zu seufzen. Zuweilen wollte sie ihren Führer abermals auffordern, allein zum Schloss zurückzukehren. Als sie aber die entsetzliche Einsamkeit der Umgebung sah, welche sie durchschritt, konnte sie nicht umhin, zu schaudern und die Worte erstarben ihr auf den Lippen.

Man erreichte auf diese Weise die Stelle, wo Fargeot liegen sollte.

Es war eine Art Gebüsch, einige Schritte seitwärts vom Weg. Hier und da erhoben sich Basaltfelsen, die auf bizarre Weise einer über dem anderen standen. Bäume, Gestrüpp und Steinblöcke verschwammen in der Finsternis ineinan-

der. Grand-Pierre hatte Mühe, sich auf diesem schwierigen Terrain zu orientieren. Er irrte fluchend im Gebüsch herum und konnte nicht den Ort ausfindig machen, wo man den Trunkenen hingelegt hatte.

Verzweifelt rief er aus Leibeskräften, erhielt aber keine Antwort.

»Guter Gott!«, rief Marion angsterfüllt, »sollte ihm ein Unfall zugestoßen sein?«

»Ach, was da!«, entgegnete Grand-Pierre in rohem Ton, »solchen Kerlen passiert kein Unfall. Wir werden ihn schon wiederfinden. Ohne Zweifel ist er in seiner Höhle eingeschlafen wie ein altes Wildschwein, welches sich an jungen Eicheln vollgefressen hat. Doch jetzt fange ich an, mich zu rechtzufinden - kommt hierher.«

Er lenkte seine Schritte zu zwei Felsen von beinahe pyramidalen Form, welche die Dunkelheit anfangs ihn verhindert hatte, zu sehen, obwohl ihre Gestalt eine sehr merkwürdige war. Diese Felsen berührten sich am Gipfel, während ihre Basis durch einen Zwischenraum von mehreren Fuß getrennt war.

In diese Art von unterirdischem Gang hatte man den Oberforsthüter getragen.

Seiner Sache gewiss neigte Grand-Pierre sich zur Öffnung des Loches und rief laut ohne viele Umstände: »Heda! Vater Fargeot, macht Euch auf die Beine! Ihr habt nun genug geschlafen. Auf, auf, sage ich! Hier ist Eure Tochter, welche Euch nach Hause führen will.«

»Ja, Vater, ich bin es,« sagte Marion ihrerseits, »ich bitte Euch, steht auf. Ihr müsst hier sehr schlecht liegen. Kommt, erhebt Euch und missbrauchen wir Monsieur Grand-Pierres Gefälligkeit nicht länger!«

Ein Grunzen ließ sich aus der Höhle des Felsens vernehmen.

»Heilige Jungfrau, Monsieur Grand-Pierre,« fragte Marion, immer unruhiger werdend, »scheint Euch nicht, als ob er litte, als ob er sich beklagte?«

»Er ist betrunken und schläft wie ein Hamster. Heda, Vater Fargeot,« fuhr der Diener in zornigem Ton fort, »soll man Euch denn ausräuchern, ehe Ihr aus Eurem Fuchsbau herauskommt? Steht doch auf, zum Teufel, und schlaft Euren Rausch zu Hause aus!«

Während er dies sagte, schüttelte er den Schläfer tüchtig.

Dieser schien endlich diese wiederholten Rufe gehört zu haben und streckte sich träge auf seinem Kieselbett.

»Ja, ja, ein kleines Räuschchen wollen wir uns antrinken, Kamerad Planchon,« entgegnete er mit heiserer, von Schlucken unterbrochener Stimme, welche eine noch vollständige Trunkenheit verriet. »Schenke mir noch ein Glas ein, aber fordere mich nicht auf zu schwatzen. Die Angelegenheiten dieser vornehmen Leute gehen nur mich an. Also eingeschenkt, morbleu! Ich will dir auch etwas dafür singen!«

Und der Trunkenbold sang mühsam jenes alte protestantische Liedchen:

*Der Bruder trank wie vier,
Der Prior aber wie zehn ...*

»Davon ist jetzt nicht die Rede«, unterbrach ihn Grand-Pierre, indem er ihn abermals rüttelte. »Steht auf und kommt rasch mit uns. Ihr seid jetzt nicht mehr in Cransac, im Wirtshaus Planchons, des Wildschützen, sondern in einer Felsenhöhle. Eure Tochter erwartet Euch, um Euch nach Hause zu

bringen.«

»Nach Hause? Meine Tochter?«, wiederholte der Trunkenbold, der, ohne den Sinn dessen, was man ihm sagte, zu verstehen, dennoch von gewissen Ausdrücken betroffen wurde. »Ich mag nicht wieder nach Hause zurückkehren. Ich langweile mich dort zu sehr. Was Marion betrifft, so soll sie eine Aussteuer bekommen - ja, eine Aussteuer, und da sie ein gutes Mädchen ist, so wird sie mich das Geld lustig vertun lassen. Aber wer wird denn diese Aussteuer bezahlen? Der Prior ist ein Geizhals und wollte nicht anbeißen. Aber das soll ihm teuer zu stehen kommen! Ich werde die Geschichte dem Edelmann erzählen und der Edelmann wird ihm die Hölle heiß zu machen wissen.

*Der Bruder trank wie vier,
der Prior aber wie zehn!*

Grand-Pierre, der über all diese Verzögerungen immer wütender wurde hätte vielleicht den Beklagenswerten misshandelt. Marion hielt ihn aber davon zurück.

»Ich bitte Euch, Monsieur Grand-Pierre,« sagte sie, »tut ihm nichts zuleide. Lasst lieber mich mit ihm sprechen. Er wird meine Stimme erkennen und vielleicht uns endlich verstehen.«

Der Lakai trat ein wenig auf die Seite.

Marion, die sich nun ihrerseits zum Eingang der Felsenhöhle neigte, hob in liebkosendem Ton wieder an: »Hört, lieber Vater, ist es nicht Zeit, nach Hause zu gehen? Ich habe Euch vielerlei zu erzählen. Während Eurer Abwesenheit ist Fräulein von Barjac bei uns gewesen und es sind ihr Abenteuer begegnet, die Euch in Erstaunen setzen werden. Aber

alles hat noch ein gutes Ende genommen und das gnädige Fräulein ist sehr gut gegen mich gewesen. Sie hat mir befohlen, morgen aufs Schloss zu kommen und mir versprochen, dass wir alle glücklich werden würden. Das sind doch gute Nachrichten, wollte ich meinen! Aber wollt Ihr nicht mit mir kommen? Ich werde Euch dies alles unterwegs erzählen.«

Sie wartete auf Antwort. Erst nach einem Augenblick der Überlegung antwortete man ihr in rauem Ton: »Marion? Woher hatte diese wissen können, dass ich hier bin? Du faule, nichtsnutzige Dirne, was willst du? Habe ich dir nicht verboten, mich zu stören, wenn ich in Cransoc bei meinem Freund Planchon bin? Ich bin doch hoffentlich mein eigener Herr! Also mach schnell, dass du fortkommst. Ich will diese Nacht weiter nichts tun, als trinken und singen.

*Der Bruder trank wie vier,
Der Prior aber wie ...*

Der übrige Teil des Liedchens war weiter nichts als ein unverständliches Stammeln, und der Betrunkene schlief wieder ein.

Nun kannte Grand-Pierres Ungeduld keine Grenzen mehr.

»Hol Euch der Teufel! Den Vater so gut wie die Tochter!«, rief er. »Dieser elende Weinschlauch ist vor morgen Früh nicht imstande zu gehen. Welch eine angenehme Nacht werden wir hier zubringen, mit den Füßen im Wasser, mit leerem Magen und bis auf die Haut durchnässt bei diesem eiskalten Wind!«

»Monsieur Grand-Pierre,« sagte Marion demütig, »warum wollen wir nicht versuchen, meinen Vater nach Hause zu tragen? Ich bin stark, sage ich Euch, stärker als Ihr glaubt.«

»Ach, und wenn Ihr die Kraft von vier Männern hättet, so würde es uns niemals gelingen, diesen ungeheuren Dickwanst bis in das Waldhaus zu transportieren. Jerome und ich waren heute Abend nicht imstande, etwas Weiteres zu tun, als ihn vom Weg bis zu diesem Felsen, kaum dreißig Schritte weit zu schleppen. Das ist ja gar kein Christenmensch, sondern ein Fass und zwar ein noch volles Fass!«

»Wohlan, Monsieur Grand-Pierre,« entgegnete das arme Mädchen weinend, aber in entschlossenem Ton, »da es so ist, so will ich Euch nicht länger aufhalten. Geht und lasst mich allein hier. Meine Pflicht ist, bei meinem Vater zu wachen, und wenn es sein muss, zu warten bis morgen, bis er imstande ist, mir zu folgen. Was Euch betrifft, Monsieur Grand-Pierre, so kann man von Euch nicht mehr verlangen. Kehrt daher zum Schloss zurück. Ich werde Eure guten Dienste bezeugen und danke Euch dafür von ganzem Herzen.«

Sie setzte sich mit resignierter Miene auf einen Stein und stellte ihren kleinen Korb neben sich.

Grand-Pierre war mehr jähzornig als schlecht. Die Selbstverleugnung des armen Mädchens rührte ihn.

»Aber ich kann Euch doch nicht so verlassen,« sagte er im Ton der Besorgnis.

Gott wird mich beschützen,« seufzte Marion, indem sie sich in ihr Mäntelchen hüllte, welches sie nur ungenügend vor dem kalten Nachtwind schirmte.

Grand-Pierre dachte nach.

»Ich sehe nur ein Mittel,« sagte er endlich.

»Und welches ist dieses, Monsieur Grand-Pierre?«

»Es bestünde darin, dass wir aus dem Dorf Cransac Hilfe herbeiholen. In einer halben Stunde würden wir dort sein.

Wir würden zum Schankwirt Planchon, diesem würdigen Freund Eures Vaters, gehen und ihn auf die eine oder die andere Weise bestimmen, uns zu begleiten, um seinem besten Kunden einen Dienst zu leisten. Planchon hat einen kräftigen Esel, den wir mitnehmen werden. Wir drei werden wohl imstande sein, den alten dicken Saufaus auf den Rücken des Tieres zu heben, und dann ist der Transport bis in das Waldhaus nur noch eine Kleinigkeit. Wohlan, Kleine, was sagt Ihr zu meinem Plan?«

»Er ist in jeder Beziehung vortrefflich und Ihr, Monsieur Grand-Pierre, seid ein würdiger Mann. Nur werde ich Euch bitten, ohne mich Hilfe aus Cransac herbeizuholen, während ich bei meinem Vater bleiben werde. Ich kann mich nicht von ihm entfernen, während er jeder Verteidigung unfähig ist. Mein Gewissen und meine arme Mutter, welche im Himmel ist, würden mir über diese Vernachlässigung Vorwürfe machen und Gott mich vielleicht dafür strafen ...«

»Wie, Marion, ist es notwendig, dass Ihr während meiner Abwesenheit allein an diesem hässlichen Ort bleibt? Denkt an jenes böse Tier, welches noch umherläuft! Was braucht Fargeot Euch? Er schläft ruhig und wir können sicher sein, dass er sich nicht von der Stelle rühren wird.«

»Monsieur Grand-Pierre, mein Entschluss ist gefasst. Ich werde meinen Vater in diesem Augenblick nicht verlassen. Geht daher so schnell wie möglich, Ihr werdet uns unverehrt wiederfinden, wie Ihr uns verlassen habt.«

Grand-Pierre bestand nochmals darauf, dass das junge Mädchen ihn nach Cransac begleite, aber sie blieb unerschütterlich. Die Zeit drängte und vielleicht machte die Ungeduld, der Sache ein Ende zu machen, den Lakaien blind gegen die Gefahren seiner Herablassung. Wie dem jedoch

auch sein mochte, kurz, er verstand sich dazu, allein fortzugehen. Nachdem er Marion noch einige ermutigende Worte gesagt und ihr versprochen hatte, die größte Eile aufzubieten, begab er sich auf den Weg, welcher zum Dorf Cransac führte.

Kaum hatte er sich einige Schritte entfernt, als die arme Marion ihn zurückrufen wollte. Sie errötete aber über ihre Schwäche und versteckte ihren Kopf unter dem Mantel, um der Versuchung zu widerstehen.

Eine lange Zeit verging und Grand-Pierre kam nicht zurück. Marion, die auf dem feuchten Stein saß, wagte kaum sich zu bewegen oder Atem zu schöpfen. Das geringste Geräusch, ein welches Blatt, welches sich von einem Kastanienbaum löste, das Rauschen des Windes im Gebüsch, das Summen der Nachtinsekten - alles jagte ihr Schrecken ein.

Bald aber bemühte sie sich, sich zu fassen und begann, um ihre Gedanken zu beschäftigen, auf den pfeifenden, gedrückten Atemzug ihres schlafenden Vaters zu horchen.

Zwei- oder dreimal jedoch schienen ihre Befürchtungen ernstere Gründe zu haben. Sie glaubte verstohlene Tritte, ein seltsames Knistern im benachbarten Dickicht zu hören oder ein Ächzen, scharf wie Seufzer, erhob sich im Schoß der Finsternis.

Dann begann sie zu zittern, das Haar sträubte sich ihr empor, sie öffnete den Mund, um zu schreien. Dann gewahrte sie, dass die Ursache ihres Schreckens ein unschuldiges Reh war, welches aufs Geäse ging, oder ein schüchterner Hirsch, welcher die zarte Rinde der Sträucher abnagte.

Marion hatte kein Mittel, die Zeit zu messen, aber es schien ihr, als müsste die von Grand-Pierre erlangte Stunde, um zum Dorf zu gehen und wieder zurückzukommen, längst

vorüber sein.

Kraft und Mut entsanken dem Mädchen. Dieser gewaltsame Zustand, diese fortwährende Angst hatte sie erschöpft. Sie fröstelte unter ihrer leichten Bekleidung. Ihre nackten Füße waren eiskalt und allmählich stieg der Frost ihr bis in das Herz hinauf. Ein gewisser Grad von Erstarrung bemächtigte sich ihrer. Diese Erstarrung, welche gleichzeitig Körper und Geist ergriff, hatte mehr Ähnlichkeit mit dem Tod als mit dem Schlaf.

Dennoch trat ein Augenblick ein, wo das Blut wieder zu ihrem Herzen zurückfloss, wo die Adern von Neuem pulsierten, als ob sie bersten wollten. Während Marion das Schweigen der Umgebung belauschte, ließen sich eilige Schritte, welche nicht die Leichtigkeit der Tritte eines Rotwildes besaßen, allmählich von verschiedenen Teilen des Waldes hören und kamen dabei immer näher.

Marion drehte in fieberhafter Aufregung den Kopf rechts und links, um das geheimnisvolle Wesen kennenzulernen, welches sie auf diese Weise umkreiste. Aber nichts war in der düsteren Gleichförmigkeit der Nacht zu erspähen. Wenn ihre Aufmerksamkeit auf einen Punkt geheftet war, ließ sich das Geräusch von einem entgegengesetzten vernehmen.

Plötzlich wurde der furchtbare Zweifel, den sie empfand, zur Gewissheit. Weniger als zwanzig Schritte von ihr funkelten im Dunkeln zwei Augen, zwei glühende, unbewegliche Kohlen, die eine verzehrende Flamme ausströmten.

Sie konnte sich nicht irren. Dieser Feind, welcher sie umkreiste, der sie wie eine Beute umlauerte, war die Bestie des Gévaudan.

Marion hatte sich mit einer krampfhaften Bewegung erhoben. Obwohl die Flamme fast sofort erloschen war, so wuss-

te sie doch, dass ihr Untergang deswegen nicht weniger nahe sei, wenn sie nicht raschen Beistand erhielt. Außer sich vor Angst neigte sie sich zur Felsenhöhle, in welcher Fargeot schlief, und rief mit lauter Stimme: »Zu Hilfe, mein Vater, zu Hilfe! Es ist das Tier, es ist die Bestie des Gévaudan! Wach auf! Rede! Wenn sie deine Stimme hört, so ergreift sie vielleicht die Flucht. Mein Vater, mein guter Vater! Komm mir zu Hilfe!«

Ein halb ersticktes Gähnen, gleich dem einer Person, welche mühsam erwacht, war die einzige Antwort auf diesen Ruf.

Aber Marion ließ den Mut nicht sinken. Im Gebüsch war ein fortwährendes Getrappel zu hören. Das Ungeheuer begann auf drohende Weise zu knurren.

Marion packte ihren Vater beim Fuß und schüttelte ihn aus Leibeskräften, indem sie verzweifelt rief: »Zu Hilfe, mein Vater, zu Hilfe! Wache doch auf oder wir sind beide verloren. O hilf mir, mein Gott, denn ich möchte jetzt nicht sterben. Man hat mir versprochen, dass ich glücklich werden, dass ich nicht mehr weinen soll. Fräulein Christine wird mich reich machen. Ich werde das Haus verlassen, wo ich ganz allein so viel gelitten habe. Ich werde Jean Godarts Sohn heiraten, den ich schon lange liebe. Nein, ich will nicht sterben! Mein Vater, ich bitte dich ... zu Hilfe ... zu ...«

Ihre Stimme brachte nur noch unartikulierte Laute hervor. Der Trunkenbold erhielt einen kräftigen Ruck und trotz seines ungeheuren Gewichtes wurde er halb aus der Felsenhöhle hervorgezogen, in welcher er lag. Sei es, dass diese plötzliche Bewegung ihn geweckt hatte, oder sei es, dass das durchbohrende Geschrei seiner Tochter ihm unbewusst die durch den Trunk erstarrten Fibern des Vaterherzens rege

machte. Kurz, er bewegte sich mühsam. Bald aber, als er sich nicht mehr mit ungestümer Kraft geschüttelt fühlte, als er nur noch Seufzer und ein mattes Knistern einige Schritte weit von sich hörte, begnügte er sich, sich wieder herumzudrehen und sein Lieblingsliedchen zu trällern:

*Der Bruder trank wie vier,
der Prior aber wie zehn.*

Dann schlief er wieder ein. Seinem lauten Schnarchen antwortete ein unheimliches Gelächter im benachbarten Gebüsch.

Kapitel VI

DER ANTRAG

Am Morgen nach jenem so bewegten und so tragisch verhängnisvollen Tag trat Fräulein von Barjac in einen speziell zu ihrem Gebrauch reservierten kleinen Salon, wohin Schwester Magloire und der Chevalier jeden Morgen zu kommen pflegten, um ihre Befehle zu empfangen.

Die junge Edeldame war bleich und sichtlich angegriffen, aber eine auffallende Veränderung war in ihrer äußeren Erscheinung vorgegangen. Anstatt jenes ewigen Amazonenkleides von grünem Taft und jenes Männerhutes, wofür sie noch am Tage vorher eine ausschließliche Vorliebe zeigte, trug sie jetzt ein einfaches, aber elegantes, nach der Mode des Tages geschnittenes Kleid. Ihr frisiertes und gepudertes Haar war mit einer Spitzencoiffure geschmückt. Die krank-

hafte Mattigkeit ihrer Bewegungen, die Melancholie, welche ihren Zügen aufgeprägt war, machte ihre Umgestaltung vollständig. Anstatt der stolzen Jägerin, welche am Tag zuvor mit der Flinte auf der Schulter im Wald von Mercoire herumgaloppierte, sah man jetzt ein junges, bescheidenes, gelassenes Mädchen, welches mit den Schwächen des Weibes zugleich auch alle Reize desselben wiedergefunden hatte.

Weder die gute Schwester Magloire noch der ehrliche Chevalier waren auf eine solche Umwandlung gefasst. Sie hatten sich erhoben, um ihre junge Gebieterin zu empfangen, und blieben ganz bestürzt stehen, als ob sie ihren Augen nicht trauten.

Bald aber wich die Überraschung der Freude. Magnac machte große Augen und vergaß nach seiner Gewohnheit auf zeremoniöse Weise zu grüßen. Er verstreute auf seinem weißen Bruststreifen eine Prise Tabak, die schon auf dem Weg zu seiner Nase war, und murmelte bei sich selbst: »Vornehme Miene, vollkommener Anstand, edle, dezente Haltung, man kann es nicht besser wünschen.«

Aber die Bewunderung des Ehrenstallmeisters war viel zu ehrerbietig, um sich auf offene Weise kundzugeben.

Die Nonne war weniger zurückhaltend.

»Heilige Jungfrau! Mein liebes Kind«, sagte sie, indem sie die Hände faltete, »wie wunderschön Euch dieses Kleid sitzt! Ihr seid schön genug, um die Engel zu entzücken. Wie reizend Ihr Euch ausnehmt! Ihr wollt also endlich auf jenes garstige Reitkleid verzichten, welches der Gegenstand meines fortwährenden Kummers und Ärgers ist?«

»Ich habe darauf verzichtet, liebe Schwester«, entgegnete Christine mit sanftem Lächeln. »Fortan werde ich nur die

Kleidung tragen, welche meinem Geschlecht und meinem Alter zukommt.«

Sie sank auf ein Sofa nieder, als ob der Weg aus ihrem Zimmer in den Salon ihre Kräfte erschöpft hätte. Als sie die verlegene Miene ihrer Ratgeber bemerkte, hob sie in melancholischem Ton wieder an: »Ich setze Euch in Erstaunen, wie ich sehe. Die Veränderung aber, welche in meinem Gemüt vorgegangen ist, ist noch größer als die, welche Euch in meiner Kleidung betroffen macht. Ach, meine guten Freunde«, fuhr sie mit innerer Bewegung fort, »jene Lehren, welche Ihr mir sovielmals gegeben habt und welchen ich nicht Gehör schenkte, hat mir die Wirklichkeit auf grausame Weise eingeschärft.«

Sie bedeckte das Gesicht mit den Händen. Die Schwester und der Chevalier wechselten einen Blick. Sie begannen zu fürchten, dass diese Umwandlung, welche sie entzückte, ihrer jungen Herrin große Überwindung koste.

»Mein Kind«, sagte Schwester Magloire, indem sie sie auf die Stirn küsste, »die Ereignisse des gestrigen Tages rechtfertigen diese peinliche Rückkehr zu Euch selbst nur zu sehr, dennoch aber darf man den Mut nicht sinken lassen und ...«

»Die Ereignisse des gestrigen Tages, meine gute Schwester, sind durch meine Schuld herbeigeführt worden«, entgegnete Christine im Ton der Niedergeschlagenheit. »Vergebens versuche ich mir es zu verhehlen. Wenn ich durch die Leichtfertigkeit meiner Handlungen und meiner Worte nicht die Beleidigung kühn gemacht hätte, so wäre ich nicht gezwungen gewesen, zu unheilvollen, äußersten Mitteln meine Zuflucht zu nehmen. Wenn ich einige Augenblicke später das Aufbrausen meiner Gedanken zu mäßigen gewusst hätte, wenn ich ganz einfach, wie die Klugheit ver-

langte, zum Schloss zurückgekehrt wäre, so hätte ich weder mich noch andere neuen Gefahren preisgegeben. All mein Kummer hat seinen Entstehungsgrund in meinem Stolz, in meiner Heftigkeit, in meiner Unfügsamkeit, aber ich werde diese unwürdigen Neigungen unterdrücken. Ich habe es versprochen: Ich will es und es wird mir gelingen.«

Nach einer kurzen Pause hob sie wieder an: »Man wird diese Waffen, diese Kleider, alle jene männlichen Attribute, die sich fortan nicht für mich ziemen, aus meinem Zimmer entfernen. Überdies, Herr Chevalier, bitte ich Euch, Buch zu verkaufen, ihn zu verschenken, mit einem Wort, den Stall so schnell als möglich von ihm zu befreien.«

Magnacs etwas schwerfälliger Geist konnte dem stets ungestümen Willen seiner jungen Herrin in seinen raschen Entwicklungen nicht folgen, und jedes Wort Christines versetzte den wackeren Edelmann in neues Erstaunen.

»Buch verkaufen!«, rief er, indem er seine langen Arme an seinem Körper herabsinken ließ. »Wäre es möglich? Und wenn Ihr nun ausreiten wollt, Fräulein?«

»Ich werde nicht mehr reiten, mein lieber Chevalier. Da der Zustand der Straßen in hiesiger Umgegend mir verbietet, im Wagen zu fahren, so werde ich künftig in Euer beider Gesellschaft zu Fuß spazieren gehen. Meine guten Freunde«, fuhr Christine in weichem Ton fort, indem sie ihren beiden Mentoren jedem eine Hand reichte, »ich bin bis jetzt sehr undankbar und sehr schlecht gegen Euch gewesen. Ich habe Eure weisen Ratschläge verachtet, ich habe sie so oft lächerlich gemacht. Verzeiht mir! Trotz des Unrechts, welches ich gegen Euch begangen, habe ich doch niemals aufgehört, Euch zu achten, Euch zu lieben.«

Diese liebevollen Worte rührten Magnac und die Nonne

zu Tränen. Der Chevalier führte die Hand, welche man ihm bot, ehrerbietig an seine Lippen, und Schwester Magloire rief außer sich vor Freude: »Liebes Kind, wie glücklich bin ich, Euch von solchen Gesinnungen beseelt zu sehen! Der Himmel hat also endlich das Gebet erhört, welches ich jeden Tag an ihn richtete. Dennoch aber, meine Tochter, hütet Euch, mit einem Mal Euch tapfer aufzulegen, welche Eure Kräfte übersteigen würden. Ich finde diese Änderung sehr rasch und sehr gewaltsam.

»Schon gut! Wir werden auf diesen Gegenstand wieder zurückkommen, meine Schwester«, unterbrach sie Christine zerstreut. »Ich wünschte aber jetzt zu erfahren ...« Sie stockte sehr verlegen. »Wie sich der Verwundete befindet«, setzte sie dann hinzu.

»Ohne Zweifel«, hob die Nonne wieder an, »wollt Ihr von jenem guten, jungen Mann, Monsieur Leonce, sprechen, der Euch gestern so große Dienste geleistet und Euch mit so viel Mut und Selbstverleugnung geschützt hat. Wir hoffen, dass die Aufregungen und Anstrengungen dieses grausamen Tages keinen schlimmen Einfluss auf ihn äußern werden. Aber Welch eine Torheit war es von ihm, unsere Wachsamkeit zu täuschen und in den Wald zu laufen, ehe er noch wieder zu Kräften gekommen und seine Wunde vernarbt war. Ich habe ihn diesen Morgen besucht. Seine Schulter ist auf dem besten Weg zur Heilung, und wenn er seinen unruhigen Geist ein wenig beschwichtigen könnte ...«

»Ich freue mich zu hören, dass Monsieur Leonce seine Aufopferung für mich nicht zu bereuen haben wird«, entgegnete Christine in etwas kaltem Ton. »Der gestrige Tag hat mir genug andere Ursachen zu Kummer und Betrübnis zurückgelassen. Ich wünschte aber auch zu hören ...«

»Ohne Zweifel handelt es sich um jenen Edelmann, der sich durch Unvorsichtigkeit mit seinem Hirschfänger selbst verwundet hat, nicht wahr?«, fragte der Chevalier. »Niemand wünscht mehr als ich, dass der Wolfsjägermeister so schnell wie möglich wiederhergestellt werde, und ich habe dazu ganz besondere Gründe. Dennoch aber muss ich zugeben, dass der Arzt in Bezug auf seine Wunde eben nicht die zuversichtlichste Hoffnung hegt.«

»O, Gott wird nicht zulassen, dass er daran sterbe!«, seufzte Christine, indem sie die Augen gegen Himmel richtete.

Bald darauf hob sie wieder an: »Lasst mich jetzt einige Augenblicke allein, meine guten Freunde. Ich werde bald in den Salon hinunterkommen, wo wir noch einige Gäste haben. Schwester Magloire, die Tochter des Forsthüters, Marion Fargeot, wird ohne Zweifel heute Morgen aufs Schloss kommen. Ihr werdet Befehl geben, dass man sie sofort bei mir vorlasse. Ich will mich ausführlich mit diesem armen Geschöpf besprechen. Es ist dies vielleicht für mich eine Zerstreuung in dem Kummer, der mich verzehrt.«

Als Schwester Magloire schon im Begriff stand, sich mit dem Chevalier zu entfernen, sagte sie plötzlich: »Ach, Fräulein Christine, über der Freude, euch so gut zu sehen, habe ich ganz vergessen – der hochwürdige Pater Prior von Frontenac hat mich beauftragt, Euch um die Gunst einer Unterredung unter vier Augen zu bitten.«

Christine ließ sich eine leichte Bewegung der Ungeduld entschlüpfen, dennoch aber antwortete sie in sanftem Ton: »Ich kann mich nicht weigern, den Prior zu empfangen. Sagt ihm daher, er möge kommen, liebe Schwester, ich erwarte ihn.«

Magnac und die Nonne verließen das Zimmer. Beide

wünschten sich Glück, die ihrer Obhut anvertraute gebieterische junge Dame von so günstigen Gesinnungen beseelt zu sehen.

Indessen, während der Chevalier sich mit Enthusiasmus über Christines Fügsamkeit und Anstandsgefühl aussprach, sagte die heller blickende Schwester, indem sie den Kopf schüttelte: »Geduld, Geduld, Herr Chevalier! Ich liebe nicht so rasche Heilungen. Glaubt mir, es stehen unter solchen Umständen leicht Rückfälle zu fürchten, und Rückfälle sind in der Heilkunde etwas weit Schlimmeres als ursprüngliche Krankheiten.«

Und sie trennten sich, um ihren Pflichten nachzugehen.

Einige Augenblicke später trat der Pater Bonaventura in Christines Zimmer. Fräulein von Barjac saß düster und niedergeschlagen auf dem Sofa.

Beim Anblick des Priors erhob sie sich, verneigte sich zereemoniös und zeigte auf einen ihr gegenüberstehenden Sessel, ohne jedoch ein Wort zu sprechen.

Der Pater schien ebenfalls bekümmert und abgesspannt zu sein. Nach den gewöhnlichen Komplimenten sagte er in ernstem Ton: »Ihr habt seit einigen Stunden grausamen Kummer erfahren, meine Tochter, und ich möchte gern glauben, dass Ihr ihn nicht verdient habt. Ich will jedoch keine Vorwürfe an Euch richten, während Ihr euer Unrecht schon tief zu fühlen scheint. Lieber will ich, so viel an mir ist, dieses Unrecht wieder gut machen helfen.«

Christine dankte dem Prior für seine zeitherige Güte und sprach den für die Zukunft festen Willen aus, den weisen Ratschlägen zu folgen, welche man ihr erteilte. Der Pater Bonaventura lächelte und seine Züge erheiterten sich ein wenig.

»Mit großer Freude, meine Tochter«, hob er wieder an, »höre ich Euch so sprechen. Bis jetzt – leider lässt es sich nicht anders sagen – habt Ihr Euch häufig undankbar und widerspenstig gegen die Personen gezeigt, welche Euer Vater auf seinem Sterbebett zu Euren Beschützern ausersehen hat. Ihre Absichten sind verkannt worden. Ihr habt Euch gegen die Gesetze empört, welche sie Euch im Interesse Eures Glückes, Eurer Würde auflegen wollten. Euer Widerstand ist sogar so hartnäckig gewesen, dass ich mich gefragt habe, ob er nicht vielleicht einen anderen Grund habe, als die wilde Unabhängigkeit Eures Charakters. Die Lage einer katholischen Bruderschaft in dieser halb protestantischen Provinz ist ganz besonders schwierig, und der Wohlstand und das Gedeihen unserer Abtei reizt alle schlimmen Leidenschaften gegen uns auf. Unsere Feinde und die Feinde unserer heiligen Religion verfolgen uns mit den widerwärtigsten Verleumdungen. Wäre es nun nicht vielleicht möglich, mein liebes Kind, dass diese Verleumdungen bis zu Euch gedrungen wären? Sind sie nicht vielleicht die Ursache der Entfremdung oder, rund heraus gesagt, des Widerwillens, den Ihr uns unter verschiedenen Umständen bewiesen habt?«

Christine antwortete in verlegenem Ton, dass die in Bezug auf die Väter von Frontenac in der Umgegend verbreiteten Gerüchte auf zu unbestimmten Behauptungen ruhten, um ernste Aufmerksamkeit zu verdienen.

»Und dennoch kennt Ihr sie, meine Tochter«, hob der Mönch in bitterem Ton wieder an, »und ich habe vollen Grund zu glauben, dass sie einigen Eindruck auf Euch gemacht haben. Was würde denn geschehen, wenn diese öffentlichen Gerüchte eine bestimmte Gestalt gewännen, wenn sie auf wirklichen, unbestreitbaren Tatsachen zu ru-

hen schienen, wenn sie endlich offen von angesehenen Personen behauptet würden? Würdet Ihr dann nicht die sein, welche den ersten auf ihre Wohltäter würfe? Würdet Ihr nicht die väterliche Sorgfalt verwünschen, welche sie Euch von Eurer Kindheit an gewidmet haben? Meine Pflicht gebietet mir daher, Euch, meine Tochter, gegen diese falschen Beschuldigungen zu warnen. Vergesst nicht, dass, möge auch geschehen, was da wolle, und möge auch der Schein sein, wie er wolle, die Väter von Frontenac ein Recht auf Eure Achtung, Eure Freundschaft haben.«

Fräulein von Barjac hörte mit düsterer Miene zu, als ob diese Hindeutungen ihr Misstrauen, anstatt es zu beschwichtigen, noch mehr erweckt hätten.

Der Prior fuhr fort: »Lassen wir diese Eventualitäten, die sich vielleicht niemals verwirklichen werden, vor der Hand auf sich beruhen. Ich hatte einen anderen Zweck, indem ich Euch um diese Unterredung bitten ließ. Es ist mir nicht gestattet, meinen Aufenthalt in Mercoire zu verlängern. Dringende Pflichten rufen mich zur Abtei zurück, wo infolge der Gebrechlichkeit unseres ehrwürdigen Abtes die Last der Geschäfte auf mir allein ruht. Unglücklicherweise hat, wie Ihr wisst, meine Anwesenheit hier nicht die beklagenswerten Ereignisse des gestrigen Tages zu verhindern vermocht. Da sie sich aber einmal nicht ändern lassen, so gedenke ich abzureisen, sobald die Gesundheit meines Neffen mir es erlauben wird, was nun nicht lange mehr dauern kann. Vor meiner Abreise aber wünsche ich mit Euch über gewisse Fragen zu sprechen, die für Eure Zukunft von größter Wichtigkeit sind.«

»Ich höre Euch, ehrwürdiger Vater«, entgegnete Fräulein von Barjac mit einem Gemisch von Neugier und Zurückhal-

tung.

Der Prior sammelte sich. »Meine Tochter«, hob er endlich in gewinnendem Ton an, »wir können, obwohl wir von der Wichtigkeit unserer Mission durchdrungen sind, über Euch nicht so viel Wachsamkeit ausüben, wie nötig ist. Als Beweis will ich nur die gestrige Katastrophe anführen, eine Katastrophe, deren Folgen wir uns bemühen müssen, abzuwenden und deren wirkliche Umstände ganz besonders nicht zur Kenntniss der Welt gelangen dürfen. Diese Tatsachen oder auch andere nicht weniger betrübende Tatsachen, können sich zu Eurem großen Nachteil wiederholen. Ich halte es daher für dringend notwendig, einen Entschluss in Ausführung zu bringen, welcher vom Kapitel von Frontenac bereits gefasst worden ist. Ihr werdet nun bald achtzehn Jahre alt. Es ist dies ein Alter, wo man nach dem Begriff der Welt zu unterscheiden beginnt. Deshalb werde ich Euch ohne Umschweif sagen, dass wir, die frommen Väter und ich, beschlossen haben, Euch so bald wie möglich zu vermählen.«

Bei dieser unerwarteten Verkündung wurde Christines Antlitz purpurrot.

»In der Tat, Herr Prior«, sagte sie in stolzem Ton, »Ihr und die hochwürdigen Väter sind allzu besorgt um mich. Wenn die von Euch übernommene Aufgabe, mich zu überwachen, Euch jetzt zu beschwerlich erscheint, so verzichtet doch darauf! Ich fühle mich fähig, mich allein zu leiten und zu schützen. Was eine fügsame Hinnahme des Gatten betrifft, den es Euch beliebt wird, mir zu bezeichnen, so werde ich mich nicht darein fügen, denn ich werde mich niemals vermählen, wenn ich in meiner Wahl nicht frei bin.«

Der Prior lächelte. »Hm«, hob er an, »ich sehe, mein Kind, dass Euer Wille noch weit entfernt ist, von Euren soeben erst

gemachten schmerzlichen Erfahrungen, wie man sagte, gebrochen zu sein. Aber könnt Ihr glauben, dass die Väter von Frontenac, von deren Güte und Gerechtigkeit Ihr so viele Beweise erhalten habt, Euer Gefühl tyrannisieren möchten? Dies ist durchaus nicht ihr Gedanke, denn sie haben nur Euer Glück im Auge. Auch beschwöre ich Euch, mir mit Aufrichtigkeit zu antworten. Sollte nicht Eure eigene Wahl sich schon auf jemanden gerichtet haben?«

Christine drehte rasch den Kopf herum. »Nein, auf niemanden«, antwortete sie.

»Überlegt es Euch wohl, meine Tochter, und lasst Euch durch keine falsche Scham zurückhalten. Antwortet mir, wie Ihr einer Mutter, einem Beichtiger antworten würdet. Gibt es unter den jungen Männern, die Ihr hier oder anderwärts gesehen habt, nicht einen, der Euch vorzugsweise Neigung eingeflößt hätte?«

»Nein« entgegnete Christine.

»Das ist sonderbar. Ich hätte geglaubt – doch da fällt mir ein, meine Tochter – vielleicht fürchtet Ihr, diese Zuneigung sehen zu lassen, weil sie vielleicht auf eine Person gefallen ist, deren Vermögensumstände und Rang unter den Euren stehen. Lasst Euch durch eine solche Rücksicht nicht abhalten, die Wahrheit zu bekennen. Wir wissen besser als Ihr selbst die Entfernung zu beurteilen, welche Euch vom Gegenstand Eurer Wahl trennt. Ich bitte Euch daher, um alle beklagenswerten Folgen zu vermeiden, Euch freimütig zu erklären.« Er heftete einen durchdringenden Blick auf Fräulein von Barjac, welche ihre Befangenheit nicht verhehlen konnte.

Mit einem gewissen Grad von Zorn antwortete sie: »Ich begreife nicht, hochwürdiger Vater, wodurch Ihr auf diese Idee

gekommen seid. Ich bin zu stolz, um mich so weit zu erniedrigen, und wenn ein meiner unwürdiges Gefühl mir unbewusst in meinem Herzen Wurzel gefasst hätte, so würde ich doch Kraft genug haben, um es auszureißen.«

Der Prior sah sie immer noch an, als ob er an der Energie zweifelte, mit welcher sie prahlte. Plötzlich nahm er eine andere Miene an und hob in ungezwungenem Ton wieder an: »Ich freue mich sehr, dass dem so ist, Christine. Ich fürchte, wie ich gestehen will, eine jener frivolen Leidenschaften, welchen die Jugend gern Wichtigkeit beilegt. Da ich mich aber geirrt habe, so hoffe ich, dass alles gut gehen werde.«

Fräulein von Barjacs Überraschung erreichte den höchsten Grad. »Wieso?«, fragte sie.

»Weil, da Euer Herz noch frei ist, Ihr keinen Grund haben werdet, die ehrenvolle Partie zurückzuweisen, welche die Väter und ich Euch vorzuschlagen gedenken.«

»Was? Wollt Ihr ...«

»Es handelt sich, meine Tochter, um eine so glänzende Partie, wie Ihr sie nur wünschen könnt. Alle unsere Stimmen sind auf einen schönen, gebildeten, gut erzogenen jungen Mann von vornehmer Geburt und großem Vermögen gefallen.

Ganz gewiss werdet Ihr ihn mit Gunst empfangen, wenn er Euch vorgestellt werden wird.«

Christine sprang von ihrem Sitz auf. »Ihr irrt Euch, hochwürdiger Vater«, sagte sie im Ton der Aufregung. »Euer schöner, so reicher und so vollkommener junger Mann wird mir vielleicht missfallen. Um der Sache sofort ein Ende zu machen, erkläre ich, ich werde ihn niemals heiraten!«

»Aber warum denn nicht, meine Tochter?«

»Nun, gesetzt, ich wollte mich überhaupt nicht vermählen,

ich wünschte meine Unabhängigkeit zu bewahren. Euer schöner Bewerber wird mir missfallen, dessen bin ich gewiss. «

»Aber woher wisst Ihr das? Ihr habt mich noch gar nicht weder nach seinem Namen noch nach seiner Stellung in der Welt, noch nach seinem Charakter, noch überhaupt nach etwas gefragt, was zu einem ernsten Entschluss bestimmen kann!«

»Was kommt weiter darauf an? Ich will ihn nicht kennen. Ich mag ihn nicht sehen. Lasst es Euch gesagt sein, Pater Prior, und verkündet es auch den übrigen frommen Vätern von Frontenac: Ich werde niemals den jungen Mann heiraten, von welchem Ihr jetzt sprecht.«

Sie brach ohne anscheinenden Grund in Tränen aus.

Der Prior bewog sie sich wieder zu setzen und sagte dann in liebkosendem Ton: »Kommt, meine Tochter, erklärt Euch offen gegen mich. Um auf diese Weise ohne nähere Prüfungen die ehrenvolle Partie zurückzuweisen, welche sich darbietet, müsst Ihr mich getäuscht haben oder Euch selbst über den wirklichen Zustand Eures Herzens täuschen. Gesteht es daher Eurem Freund, Ihr liebt jemanden, nicht wahr?«

»Nein nein, tausendmal nein!«, rief Christine mit dem Fuß stampfend.

»Aber welche Beweggründe ...«

»Brauche ich wohl Beweggründe? Nehmt an, es sei ein unüberwindliches Vorurteil, eine Laune, wenn Ihr wollt!«

»Es ist ein Grund vorhanden, den Ihr nicht gesteht, meine Tochter, entgegnete der Prior in strengem Ton, »weil er aus einem tadelnswerten Gefühl hervorgeht. Trotz Eures Leugnens haben jene Verleumdungen, von welchen ich vorhin sprach, Eure Seele angesteckt und sie mit Galle gefüllt.

Wenn Ihr auf diese Weise gleich von vorn herein den Plan zurückweist, den Eure Vormünder für Eure Zukunft entworfen haben, so geschieht es aus Hass gegen diese Personen selbst, aus Verachtung ihrer Autorität. Alles was von ihnen ausgeht, ist Euch verdächtig und erregt Euren Widerwillen. Ein seltsamer Lohn für so viel Sorge und Mühe!«, setzte der Mönch mit Bitterkeit hinzu. »Verhängnisvolle Undankbarkeit, die wir nicht verdient haben!«

Fräulein von Barjac versuchte nicht ein Gefühl zu leugnen, welches nur zu wirklich wahr war.

»Fräulein Christine«, hob der Prior in etwas kurzem Ton wieder an, »das Kapitel von Frontenac und ich, wir werden nicht dem weichen, was nach Eurem eigenen Geständnis weiter nichts als eine unverständige Laune ist. Wir sind Euch stets mit der äußersten Nachsicht begegnet und Ihr seht selbst, was unsere Sanftmut hervorgebracht hat. Wir besitzen nach dem Willen Eures Vaters unumschränkte Gewalt über Euch bis zu Eurer Vermählung. Von dieser Gewalt werden wir Gebrauch zu machen wissen. Beharrt daher nicht bei diesem Geist der Widerspenstigkeit, den ich durch die letzten Ereignisse gezähmt glaubte. Er hat genug Unglück angerichtet. Die Zeit ist da, ihm ein Ende zu machen. Bereitet Euch also darauf vor, den Bewerber, der Euch binnen hier und kurzer Zeit vorgestellt werden wird, geziemend zu empfangen. Wenn Ihr durch einen Eurer gewohnten Einfälle versuchen wolltet, unsere Befehle zu umgehen, so würden wir Mittel finden, Euch dies bereuen zu machen.«

Vielleicht hatte der Prior, indem er diese drohenden Worte an seine Mündel richtete, nicht die Wirkung vorausgesehen, welche er auf sie hervorbringen würde.

Christine zitterte vor Entrüstung, ihre Stirn runzelte sich,

ihre Augen funkelten, und ihre Nüstern blähten sich auf. Einen Augenblick lang konnte man glauben, dass sie sich von ihrem Ungestüm hinreißen lassen würde. Der Wille aber beherrschte diesen inneren Sturm. Zum ersten Mal in ihrem Leben wusste Christine von Barjac ihren Zorn zu mäßigen, wenn auch nicht zu besiegen.

»Mein Vater«, sagte sie mit ein wenig zitternder Stimme, »Ihr habt Euch mir soeben in einem ganz neuen Licht gezeigt. Umso besser! Eine unverhohlene Feindseligkeit ist mir lieber als honigsüße Heuchelei. Man hat Euch nicht getäuscht, wenn man Euch versicherte, dass seit gestern mit mir eine Umwandlung vorgegangen sei. Ja, ich habe mich vollständig geändert und Ihr werdet bald den Beweis davon sehen. Fürchtet von meiner Seite keine neue Tat des Ungehorsams, keine direkte Beleidigung. Ich habe den festen Wunsch, künftig nicht mehr die Grenzen dessen zu überschreiten, was Ihr die Pflicht, die Schicklichkeit nennt. Ich werde mich ohne Murren in die zuweilen kindische Zurückhaltung fügen, welche man den Mädchen meines Standes auflegt. Nur vergesst nicht meine Worte, hochwürdiger Vater, und überliefert sie dem Kapitel von Frontenac: Kein göttliches oder menschliches Gesetz wird mich zwingen, den Gatten zu nehmen, den es Euch beliebt hat, für mich zu wählen und ich werde ihn niemals nehmen ... niemals ... niemals!«

Sie wiederholte diese letzten Worte mit einer außerordentlichen Heftigkeit.

Der Prior betrachtete sie mit mitleidiger Miene. »Ich muss mich«, entgegnete er, »für den Augenblick mit der Versicherung begnügen, welche Ihr mir gebt, künftig als bescheidene, zurückhaltende Jungfrau zu leben. Das Übrige wird sich

später finden. Ihr werdet heilsame Betrachtungen anstellen, Ihr werdet den Rat Eurer Vernunft anhören. Ich bin überzeugt, wenn Ihr den Mann kennenlernen werdet, den wir Euch bestimmt haben ...«

»Ich werde ihn mit Höflichkeit empfangen, hochwürdiger Vater, aber erwartet nichts weiter. Ja, lieber würde ich meine Hand dem letzten Untertan meiner Herrschaft reichen als diesem Unbekannten, den ich schon verabscheue.«

»Willigt bloß ein, ihn zu sehen«, sagte der Mönch lächelnd, »und bis dahin vertagt jeden vorzeitigen Entschluss. Doch lassen wir auch diesen Gegenstand ruhen, meine Tochter«, fuhr er in verändertem Ton fort, »und kommen wir auf einen anderen, der für Euch nicht weniger peinlich sein wird. Trotz aller unserer Bemühungen scheinen sowohl hier als auch anderwärts nur wenig Personen zu glauben, dass der Baron von Laroche-Boisseau sich selbst auf der Jagd verwundet habe. Man hält die Umstände zusammen, man vergleicht sie und man vermutet schon die Wahrheit. Nun aber wäre Gefahr für Euren Ruf vorhanden, wenn diese Wahrheit bekannt würde.«

»Ja, ja, Ihr habt recht, mein Vater«, rief Christine. »Ich stürbe vor Scham, wenn man erführe ... Aber dieser Mann wird doch nicht so verworfen sein, seine eigene Schande zu offenbaren?«

»Ich hoffe es auch nicht, meine Tochter, und ich glaube auch derer sicher zu sein, welche Kenntnis von Eurem Geheimnis haben. Der Gefährlichste wäre vielleicht jener Bürgerssohn, Monsieur Legris. Der Chevalier aber versichert ihm eine solche Furcht eingejagt zu haben, dass Legris nicht wagen wird, ein Wort von dem zu sagen, was er gesehen hat. Nichtsdestoweniger können viele Umstände die Müßi-

gen und Neugierigen auf die Spur von Entdeckungen bringen, und Euer übrigens sehr natürlicher Abscheu vor Herrn von Laroche-Boisseau wird Stoff zu allerhand Vermutungen geben.«

»Aber was wollt Ihr, dass ich tue, hochwürdiger Vater? Ist es nicht schon genug, dass ich diesen Elenden unter mein Dach aufgenommen habe?«

»Die Klugheit ebenso wie die Menschlichkeit, meine Tochter, verlangte dies. Wie würde in den Augen der Welt Eure Weigerung erschienen sein, in Euer Haus einen Edelmann aufzunehmen, der sich in Eurem Dienst schwer verwundet? Die Deutung wäre zu klar, zu leicht gewesen. Doch geduldet Euch, meine Tochter. Der Baron wird Mercoire verlassen, sobald er instande ist, ohne Gefahr transportiert zu werden.«

»Mein Vater, Ihr glaubt also, dass er davonkommen werde?«

»Das weiß nur Gott, meine Tochter. Um aber der öffentlichen Meinung eine andere Richtung zu geben, ist es notwendig, dass Ihr womöglich Euren gerechten Zorn gegen Herrn von Laroche-Boisseau verbergt, dass Ihr selbst in Bezug auf ihn die Rücksichten nehmt, welche ein kranker Gast das Recht hat, von der Herrin des Hauses zu erwarten. So wäre es zum Beispiel klug, wenn Ihr ihm sofort einen Besuch machtet, damit es sämtliche Fremde erfahren, die gegenwärtig noch in Mercoire anwesend sind. Dann hätte die Böswilligkeit keine Nahrung mehr.«

»Wie, mein Vater, Ihr wünscht. Aber selbst, wenn ich keinen Grund hätte, diesen Mann zu meiden, wäre dann nicht der Schritt, den Ihr mir anratet, dem herrschenden Gebrauch zuwider?«

»Es gibt Fälle, wo Brauch und Sitte den Rücksichten der

Menschen weichen müssen. Dieser Besuch wird ganz natürlich erscheinen und wie sollte man sich darüber wundern, da man Euch vor noch nicht zwei Tagen Leonce, meinen Neffen, einem armen, geringen Knaben, der kein Recht auf eine so ausgezeichnete Gunst hatte, beinahe in Euren Armen tragen gesehen hat.«

Christine errötete sehr über diese Erinnerung. »Wohlan, es sei, mein hochwürdiger Vater«, hob sie wieder an. »Wenn ich auch später die Opfer verweigern muss, welche Ihr von mir verlangen werdet, so kann ich Euch wenigstens hierin zufriedenstellen. Ich werde mich also in das Zimmer des Herrn von Laroche-Boisseau begeben. Ich werde mich bemühen, meinen Widerwillen, meine Verachtung, meine Selbstvorwürfe in seiner Gegenwart zu verbergen. Ich werde mit Mund und Miene lügen, weil es sein muss. Es wird dies eine erste und harte Buße für meine begangenen Fehler sein.«

Der Prior erhob sich. »Mut, meine Tochter!« sagte er in gutigem Ton. »Ich erwarte von diesem Schritt das beste Ergebnis. Ihr werdet mich im Zimmer des Verwundeten finden und ich werde dafür sorgen, dass Euer Besuch die größtmögliche Anzahl von Zeugen habe. Ganz gewiss, Christine«, setzte er lächelnd hinzu, »Euer unglücklicher Geist des Ungehorsams beginnt sich zu mildern. Schon mehrmals im Laufe unserer gegenwärtigen Unterredung ist es Euch gelungen, das Aufbrausen Eures Gemüts zu meistern. Das sind Anzeichen von günstiger Vorbedeutung und ich habe die Hoffnung, dass Ihr Euch endlich den innigsten Wünschen Eurer Freunde fügen werdet.«

»Mein Vater, rechnet nicht darauf, dass ich jemals ...«

»Gut, gut. Lasst mir meine Illusion, wenn es eine ist, und

verderbt nicht die Freude, welche Eure gegenwärtige Fügbarkeit mir einflößt. Auf baldiges Wiedersehen, meine Tochter. Gott möge Euch beraten und erleuchten.«

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer.

Als er fort war, versank Christine in tiefe Betrachtungen. »Er scheint mit dieser Unterredung sehr zufrieden zu sein«, murmelte sie misstrauisch. »Sollte er mir eine Schlinge gelegt haben? Man versichert, dass dieser Prior eine ungeheure Geschicklichkeit besitzt, Intrigen anzuspinnen, und ich — mein Gott! Wie soll ich mich seinen Künsten entziehen?«

Der Pater Bonaventura seinerseits sagte, während er sich auf sein Zimmer zurückbegab, zu sich selbst: »Sehr gut! Auf die eine oder andere Weise muss es sich entscheiden. Ich bin des Erfolges sicher, dafern nicht eines jener Ereignisse eintritt, durch welche zuweilen die weisesten menschlichen Berechnungen zunichtegemacht werden.«

Kapitel VII

DER SCHWUR

Der Baron von Laroche-Boisseau bewohnte im Schloss Mercoire ein großes tapeziertes Zimmer, welche von zwei Fenstern mit tiefen Brüstungen und viereckigen in Blei gefassten Scheiben erhellt wurde.

Er lag auf einem Himmelbett, dessen halb geöffnete Vorhänge sein bleiches, entstelltes Gesicht sehen ließen.

Sein Freund Legris war fortwährend bei ihm.

Von Stunde zu Stunde kam ein Wundarzt, den man in Betracht der Gefahr des Falles hatte rufen lassen, um dem

Kranken den Puls zu fühlen oder auf den keuchenden Atem des Kranken zu hören. Seine Vorschriften wurden sorgfältig von der Schwester Magloire ausgeführt, welche jedoch, auf ihre eigene Erfahrung in der Heilkunde bauend, keinen Anstand nahm, diese Vorschriften nach ihrem Gutdünken zu modifizieren.

Vom frühen Morgen an hatten alle Gäste des Schlosses Mercoire ihre Diener geschickt oder waren selbst gekommen, um sich nach dem Befinden des Barons zu erkundigen.

Mit Ausnahme der Personen aber, von welchen wir soeben gesprochen, durfte niemand in das Zimmer selbst, wo der Verwundete lag. Sein Zustand war ein sehr ernster und diese fortwährende Bewegung um ihn herum würde nicht verfehlt haben, ihn auf gefährliche Weise zu beunruhigen und zu ermüden.

Deshalb blieben sowohl die Herren als auch die Diener in einem Vorzimmer, welches beinahe ebenso groß war als das Zimmer selbst und niemals leer wurde. Von diesen Besuchern unterhielten sich die einen mit leiser Stimme über den wahrscheinlichen Ausgang der Krankheit und ihre geheimnisvolle Ursache. Die anderen lauerten der Schwester Magloire und dem Arzt bei ihrem Vorübergehen auf, um die neusten Nachrichten zu erhalten, und noch andere versuchten durch die offenstehende Tür einen Blick vom Kranken zu erhaschen, der in gewissen Augenblicken ein schmerzliches Stöhnen nicht unterdrücken konnte.

Als die junge Schlossherrin eintrat, war daher das Vorzimmer mit Leuten angefüllt. Christine wurde von ihrem Ehrenstallmeister geführt und war vom Pater Bonaventura und Leonce begleitet, welchen der Prior aus geheimer Absicht bei diesem offiziellen Besuch hatte zugegen sein lassen wol-

len.

Eine Bewegung des Erstaunens gab sich in der Versammlung kund, als Fräulein von Barjac erschien. Vielleicht vermutete man in der Tat die Wahrheit und dieser Schritt störte die verschiedenen Versionen, welche sich über den Ursprung der Wunde des Barons verbreitet hatten.

Christine zeigte eine ruhige Haltung. Ihre Züge drückten genau den Grad von Teilnahme und Mitleid aus, welchen ihr ein zufällig auf ihrem Gebiet verwundeter Edelmann einflößen musste. Ihr ganzes Wesen war ein Beweis von vollkommener *convenance*, wie der Chevalier von Magnac gesagt haben würde.

Übrigens gestattete sie keine Zeit, lange Beobachtungen zu machen, sondern grüßte die Anwesenden mit anmutiger Höflichkeit und ging rasch vorüber. Alle Häuse wurden lang und alle Ohren spitzten sich, um zu hören, was sie zum Kranken sagen würde, aber diese Neugier wurde getäuscht.

Ein Rücken von Stühlen und dann ein unverständliches Flüstern ließ sich hören, und dies war alles.

Die, welche einen Blick in das Zimmer werfen konnten, sahen die soeben eingetretenen Personen um das Bett herum sitzen und ruhig mit dem Verwundeten plaudern. Kein lauter Ton, keine außerordentliche Bewegung war im Laufe der Unterredung wahrzunehmen. Man bemerkte bloß, dass Magnac und die Schwester Magloire sich hartnäckig zwischen die Neugierigen und die Hauptpersonen des Auftrittes stellten.

Dennoch aber war die Gemütsbewegung dieser, wenn auch verhalten, doch deswegen nicht weniger lebhaft.

Der Baron besaß trotz des Schmerzes und des Fiebers sein volles Bewusstsein. Bei Christines Anblick ließ er sich von

Legris, der neben seinem Bett stand, ein wenig emporrichten und sprach mit leiser Stimme einige Worte, während seine farblosen Lippen sich zu einem matten Lächeln verzogen.

Fräulein von Barjac konnte ihrerseits nicht umhin, zusammenzuzucken, als ihr Blick auf diesen am Tage vorher noch so schönen, so stolzen, so heiteren und in seiner reichen Uniform als Wolfsjägermeister so glänzenden Mann fiel, der jetzt bleich, erschöpft, mit keuchender Brust nur noch durch einen Hauch am Leben zu haften schien. Als sie bedachte, dass diese furchtbare Veränderung ihr Werk war, vergaß sie die ihr zugefügte Beleidigung und dachte nur noch an die Härte der Strafe.

Sie setzte sich in einen Sessel, welchen man sich beeilt hatte, herbeizuschieben, und stammelte mit niedergeschlagenen Augen: »Es tut mir leid, Monsieur, es tut mir sehr leid, Euch in diesem beklagenswerten Zustand zu sehen, aber ...«

»Aber ich habe mein Schicksal verdient, wollt Ihr sagen, nicht wahr?«, entgegnete Laroche-Boisseau in sehr leisem Ton. »Auch bin ich Euch, mein Fräulein«, fuhr er ein wenig lebhafter werdend fort, »sehr dankbar für euren gegenwärtigen Besuch, obwohl euer Interesse für mich vielleicht nicht der einzige Beweggrund dazu ist. Er gibt mir die Hoffnung, dass Ihr mich wieder ohne Hass, ohne Zorn werdet sehen können und mir vielleicht Verzeihung angedeihen lasst.«

Christine wendete verlegen das Gesicht hinweg. Tränen flossen aus ihren Augen. Nach einigem Schweigen hob der Verwundete wieder an: »Sollte ich mich getäuscht haben? Ich bitte Euch, Fräulein, antwortet mir. Alle Personen, welche uns hier hören, sind, wie ich weiß, in das Geheimnis meines Fehltrittes eingeweiht. Sagt, sind meine gegenwärtigen Leiden nicht eine Sühne für einen Augenblick der Verir-

rung? Soll ich mit Eurer Feindschaft sterben?«

Fräulein von Barjac konnte nicht länger widerstehen. »Wohlan, ich verzeihe Euch«, entgegnete sie, »und möge der Himmel Euch ebenso verzeihen. Aber Ihr werdet, hoffe ich, nicht sterben, Ihr werdet im Gegenteil leben, um ...«

»Um für Eure Großmut stets dankbar zu sein«, ergänzte der Baron, indem er erschöpft zurücksank.

Der Pater Bonaventura ergriff nun das Wort. Mit seiner salbungsvollen und eindringlichen Stimme ermutigte er den Baron, in sich zu gehen, sein Unrecht anzuerkennen und, wenn es sein müsste, als guter Christ zu sterben.

Der Kranke, der einen Augenblick lang die Augen geschlossen hatte, öffnete sie plötzlich wieder und sagte mit ironischem Lächeln: »Ihr wisst, mein hochwürdiger Vater, dass wir uns über keinen Punkt verständigen können. Ich danke daher für euren Rat. Mag ich leben oder sterben, so gedenke ich als Mann zu leben oder zu sterben. Wenn aber diese Wunde das Leben kosten sollte, so werde ich bloß bedauern, dieses schöne und reine junge Mädchen, welches mir soeben mit solchem Edelmut verziehen, wehrlos den schwarzen Machinationen preisgeben zu lassen, deren Opfer sie wahrscheinlich werden wird.«

»Machinationen, Monsieur? Machinationen?«, wiederholte Leonce mit erstickter Stimme, indem er sich halb erhob.

Er bedurfte jedoch nicht des strengen Blickes, den sein Onkel ihm zuwarf, um das Unzeitige und Unangemessene seiner Einmischung zu begreifen. Er setzte sich errötend wieder nieder.

Der Baron sagte trotz den Bemühungen seines Freundes Legris, der ihn bat, sich zu beruhigen und zu schweigen, mit abermaliger Ironie zum Neffen des Priors: »Ich erkläre mir

leicht die tugendhafte Entrüstung des Monsieur Leonce über die unedlen Triebe, von welchen ich spreche, aber dies wird sich ohne Zweifel ändern. Wie könnten sie unter derselben Farbe von denen gesehen werden, welche darunter leiden, und von dem, der vielleicht die Frucht davon ernten wird?»

Dieser auf Christine und Leonce gezielte giftige Pfeil schien sie beide mitten ins Herz zu treffen.

Die Züge des Fräuleins von Barjac gaben einen gewissen Grad von Zorn und die des jungen Mannes Erstaunen, Zweifel und Unruhe zu erkennen.

Zufrieden mit der Wirkung, welche er hervorgebracht hatte, stand Laroche-Boisseau abermals im Begriff, ein perfides Wort von sich zu schleudern, als der Prior sich rasch erhob.

»Ein längerer Besuch«, sagte er, »könnte den Herrn Baron ermüden. Es ist Zeit, dass wir uns wieder entfernen. Ich wünsche lebhaft, dass unser Gast wieder geneset, denn wenn ich nicht irre, haben die Verzeihung seines Unrechts und die christliche Liebe ihn noch nicht hinreichend vorbereitet, vor seinem Richter zu erscheinen.«

Als der Prior sich erhob, hatten seine Begleiter dasselbe getan. Christine näherte sich in dem Augenblick, wo sie sich entfernen wollte, dem Kranken und reichte ihm die Hand, welche er an seine Lippen drückte.

»Werdet bald wieder gesund«, sagte sie mit Bewegung, »und niemand, ich schwöre es Euch, wird Eure Genesung mit mehr Freude sehen, als ich!«

»Ich werde wieder genesen, Christine«, entgegnete Laroche-Boisseau auf dieselbe Weise. »Ja, ich werde genesen, um Euch immer zu lieben und Euch gegen Eure geheimen Feinde zu verteidigen.«

Die junge Schlossherrin zog rasch ihre Hand zurück, in-

dem sie stammelte: »Ich kann diese Ausdrücke nicht billigen. Ich darf Euch nicht glauben lassen ...«

Ein Geräusch von Stimmen, welches sich plötzlich im Vorzimmer erhob, hinderte sie, ihren Gedanken vollends auszusprechen. Es war, als ob ein ernstes Ereignis geschehen sein müsste, denn mitten unter einem verworrenen Gemurmeln ließen sich Klagen und Schluchzen vernehmen.

Der Chevalier und Magloire gingen voran, um sich nach der Ursache dieses Tumults zu erkundigen, wurden aber von den Neugierigen in das Zimmer zurückgedrängt. Unter ihnen erkannte man den Oberforsthüter Fargeot und den Lakai Grand-Pierre.

Fargeot, der jetzt vollständig wieder nüchtern war, hatte sich seit dem Abend vorher sehr verändert. Trotz seiner ungeheuren Korpulenz besaßen alle seine Bewegungen eine fieberhafte Lebhaftigkeit. Sein Gesicht war bleich, verstört und von Tränen durchfurcht. Seine Kleider waren mit Schmutz bedeckt und noch feucht vom Regen des letzten Gewittersturmes.

Grand-Pierre schien ebenfalls im höchsten Grad bestürzt und erschrocken zu sein. Hinter ihnen drängten sich mit scheuer Miene sämtliche Bewohner des Schlosses.

Fräulein von Barjac eilte, unwillig über dieses gewaltsame Eindringen, den Eintretenden entgegen.

»Was wollt ihr?«, fragte sie. »Wie kann man sich unterstehen, auf diese Weise hier ...«

Ach, gnädiges Fräulein, meine gute Herrin«, sagte Fargeot, indem er auf die Knie niederfiel, »rächt meine Tochter, meine arme Tochter! Man sagt, dass Ihr Euch gestern Abend so gut und gnädig gegen sie gezeigt habt, während ich schlechter Vater und gefühlloser Trunkenbold die Ursache ihres

Unglücks war. Da Ihr aber nun nichts mehr für meine arme Marion selbst tun könnt, so rächt sie wenigstens – rächt sie, ich bitte Euch flehentlich darum!«

Der Schmerz, welcher seinen riesigen Körperbau erschütterte, entriss ihm ein durchbohrendes Wehklagen. Christine begann sich auf etwas Entsetzliches gefasst zu machen.

»Beruhigt Euch, Fargeot«, hob sie an. »Was sagt Ihr von Eurer Tochter? Wo ist sie? Warum ist sie nicht heute Morgen aufs Schloss gekommen, wie sie mir versprochen hatte?«

»Sie wird niemals wieder hierherkommen – niemals!«, rief der Forsthüter.

Christine erwartete mit größter Spannung die Erklärung dieser Worte. Ihr Blick fiel auf Grand-Pierre und schien diesen zu befragen.

»Ich bin nicht daran schuld, gnädiges Fräulein, das schwöre ich Euch«, sagte der Lakai mit Verzweiflung, indem er auf diese stumme Aufforderung antwortete. »Ich habe Eure Befehle pünktlich ausgeführt, aber meine Abwesenheit hat weit länger gedauert, als ich dachte. Die Nacht war finster. Ich bin mehrmals im Hohlweg gestürzt, musste den Bach von Plin-Val durchschwimmen. In Cransac bedurfte es von meiner Seite erst langen Zuredens, ehe der Feigling von Schenkwirt sich entschloss, mich mit seinem Knecht und seinem Esel zu begleiten. Auf dem Rückweg wurden wir durch tausenderlei Hindernisse aufgehalten. Als wir endlich an der Stelle ankamen, wo wir den Forsthüter und seine Tochter finden sollten, begann schon der Tag zu grauen und das Unglück war seit langer Zeit geschehen.«

»Welches Unglück?«, fragte Christine; »Du willst doch nicht sagen, dass Marion ein Unfall zugestoßen sei? Wo ist sie denn? Warum sehe ich sie nicht?«

»Sie ist tot!«, murmelte Grand-Pierre.

»Tot! Von dem teuflischen Tier, der Bestie des Gévaudan zerrissen!«, rief Fargeot.

Christines Füße wankten unter ihr und sie sank beinahe vernichtet in einen Sessel.

Grand-Pierre begann nun ausführlich zu erzählen, wie Marion sich geweigert hatte, ihren betrunkenen Vater zu verlassen, während er, Grand-Pierre, Hilfe aus dem benachbarten Dorf herbeizuholen ging, und wie er bei seiner Rückkunft Marion tot und halb aufgeessen nicht weit von ihrem schlafenden Vater gefunden hatte.

»Ja, ja«, sagte Fargeot mit irrem Blick, »ich lag da, nur wenige Schritte davon, und ich habe nicht einmal die Hand ausstrecken, nicht einmal einen Ruf zu ihrer Verteidigung ausstoßen können! Ich habe eine verworrene Erinnerung, dass ich sie um Hilfe rufen hörte, aber ein bleierner Schlaf hielt meine Glieder gefangen und übrigens war mein unglücklicher Rausch ... o, ich bin hart gestraft! Meine Frau ist vor Kummer gestorben und meine Tochter, meine liebe Marion, warum hat das wilde Tier, anstatt mir sie zu rauben, sich nicht auf mich geworfen, auf mich, der ich auf Erden ohnehin zu nichts tauge!«

Dieser unter den gewöhnlichen Umständen des Lebens so gemeine, sogar so lächerliche Mensch war in diesem Augenblick, seinem väterlichen Gefühl sich hingebend, wahrhaft erhaben.

Die späte Erkenntnis seines Unrechts, die furchtbaren Umstände, von welchen der Tod seiner Tochter begleitet gewesen war, gaben seiner Verzweiflung den ergreifendsten Ausdruck. Sein Weinen und Schluchzen erfüllte die Anwesenden mit Entsetzen und Mitleid und presste ihnen ebenfalls

Tränen aus.

Fräulein von Barjac war solchen Eindrücken mehr zugänglich als sonst jemand. Ihr durch den Wunsch, alle Einzelheiten dieses furchtbaren Vorfalles kennenzulernen, noch niedergehaltener Schmerz konnte nicht verfehlen, bald auf die ungestümste Weise hervorzubrechen.

»Weiß man denn auch gewiss«, fragte sie, »ob das Tier allein ...«

»O, diesmal, gnädiges Fräulein«, sagte Grand-Pierre, der ihre Gedanken erriet, »diesmal ist das Tier allein schuldig. Heute Morgen, als wir die Leiche fanden, begannen wir sogleich, die Umgebung zu untersuchen. Der Boden war feucht und wir fanden daher alsbald die Spuren. Ringsherum sah man die Abdrücke von einer breiten Pfote, aber nirgends menschliche Spuren. Nur erst einige hundert Schritte vom Ort der Katastrophe bemerkten wir Spuren von einem nackten Fuß neben Wolfsspuren. Wir folgten denselben einige Augenblicke lang, verloren sie aber bald im Wald. Der Mann und der Wolf gingen dreist, als ob sie einen großen Entschluss gefasst hätten oder als ob sie sich anschickten, diese Gegend zu verlassen.«

Fargeot hörte diese Erklärungen mit düsterer Miene an.

»Ach, barmherziger Gott!«, rief er, »welches menschliche Wesen hätte wohl meiner lieben Marion etwas Übles zufügen wollen? Sie war so sanft und so gut. Jedermann war ihr gewogen ... man spricht von Jeannot, meinem vormaligen Knecht ... aber Jeannot ist vollkommen harmlos. Sein Wahnsinn besteht bloß darin, dass er sich selbst für einen Wolf hält. Ich lenkte ihn, wie ich wollte, wenn ich sanft gegen ihn war und seinen wunderlichen Ideen schmeichelte. Jeannot kannte Marion seit seiner Kindheit und würde sie gegen die-

ses schreckliche Tier eher geschützt haben. Ja, ja, der Wolf ist der einzige Urheber dieses Unglücks. Gnädiges Fräulein, Ihr, die Ihr so reich und mächtig seid, werdet Ihr nichts tun, um meine Tochter zu rächen, um Euer Gebiet von der Geißel zu befreien, welche es verheert?«

Diese letzteren Worte schienen den Zorn und Schmerz Christines bis zum Delirium zu steigern.

»Ha, was will man denn, dass ich tue?«, rief sie mit dem Fuß stampfend. »Meine Freunde und meine Diener werden unaufhörlich von dieser Geißel getroffen. Jeden Tag, jede Stunde höre ich ein neues Unglück, einen neuen Verlust! Ich selbst habe gestern die größte Gefahr bestanden und geglaubt, mein letzter Augenblick sei da. Diesen Morgen meldet man mir, dass das edelmütige Kind, bei welchem ich eine Zuflucht gefunden hatte, seinerseits auf die grausamste Weise umgekommen ist ... und ich kann nichts tun ... nichts. Alle Unternehmungen, unsere Gegend von diesem wütenden Tier zu befreien, schlagen auf die erbärmlichste Weise fehl. Es vereitelt alle Verfolgung, jede List. Die Kugeln scheinen von ihm abzuprallen, die Hirschfänger vermögen nicht in sein Fleisch zu dringen. Man sollte meinen, es werde von einer übernatürlichen Macht geschützt und unverwundbar gemacht. Soeben erst ist es den Nachstellungen von mehreren tausend Menschen entronnen. Allerdings waren verhängnisvolle Umstände – aber, guter Gott, was kann ich tun, ich, ein armes, geängstigtes Mädchen, dessen Geduld, Kraft und Mut erschöpft ist!«

Sie dachte einige Sekunden lang nach. Plötzlich richtete sie den Kopf empor. Ihr Auge war wieder trocken und ein energischer Entschluss strahlte auf ihrem Antlitz.

»O ja, o ja«, hob sie mit Kraft wieder an. »Ich kann etwas

tun und werde den Versuch machen. Er wird zugleich ein Mittel sein, die zudringlichen und tyrannischen Einflüsse abzuwenden, von welchen ich belästigt werde. Hört mich daher alle an«, fuhr sie in feierlichem Ton fort. »Die Regierung hat Ehre und Geldsummen dem versprochen, welcher die Bestie des Gévaudan erlegen wird. Wohlan, ich schwöre, meine Hand und mein Vermögen jedem nicht dem dienenden Stand angehörenden Mann zu schenken, welcher sie verlangen und dabei auf unzweifelhafte Weise dartun wird, dass er dieses entsetzliche Tier erlegt hat.«

Dieser Schwur war ein vollkommen freiwilliger, und Christine hatte, indem sie ihn aussprach, nur ihrem natürlichen Ungestüm gehorcht.

Kaum aber hatte sie geendet, als sie auch schon selbst die zahlreichen und furchtbaren Folgen desselben vorherzusehen begann. Sie wurde bleich, trat einen Schritt zurück und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

Die anfangs vor Erstaunen verstummenden Anwesenden erhoben die Stimmen, um die Gefühle auszudrücken, welche dieser außerordentliche Entschluss in ihnen erweckte. Der Prior gebot Ruhe.

»Christine, unglückliches Kind, was habt Ihr getan!«, rief er. »Nehmt dieses übereilte Gelübde, diesen unbesonnenen Schwur zurück! Noch ist es Zeit. Denkt an das unvermeidliche Unglück!«

Aber diese Aufforderung des Mönches schien Christines Herz nur noch mehr zu verstocken.

»Ich werde ihn nicht zurücknehmen«, rief sie hartnäckig. »Ich halte ihn im Gegenteil mit aller Kraft aufrecht.«

»Ha, Christine, Christine!«, rief Leonce nun seinerseits in verzweiflungsvollem Ton. »Ihr liebt mich also nicht? Ihr

habt mich also niemals geliebt?«

Diese einfache Frage beunruhigte die junge Dame mehr als alles Übrige, aber dennoch schwieg sie.

Mittlerweile war die ganze Versammlung in lebhafter Aufregung. Wer weiß, in welchem Grad die Worte der schönen und reichen Schlossherrin schon Ehrgeiz und Eifersucht erweckten und neue glänzende Aussichten für die Mehrzahl derer eröffneten, die sie gehört hatten?

Mitten unter dem Tumult fragte eine Stimme im Hintergrund des Zimmers: »Und ich, Fräulein, und ich? Wird es mir untersagt sein, nach dem kostbaren Lohn zu trachten, welcher den Bezwinger des Ungeheuers erwartet?«

Es war Laroche-Boisseau, welcher diese Frage gestellt hatte. Man sah ihn über den Rand seines Bettes gebeugt, mit unruhigem Blick und keuchender Brust die Antwort erwarten.

»Ich habe niemanden ausgenommen«, entgegnete Christine in dumpfem Ton.

»Dann will ich wieder gesund werden ... und ich werde wieder gesund werden!«, rief der Baron.

Der Chevalier von Magnac näherte sich ihm.

»Ehe Ihr Euch wieder zur Verfolgung dieses verwünschten Wolfes aufmacht«, sagte er in gedämpftem Ton, »erinnert Euch, dass Ihr mir die Ehre einer Zusammenkunft versprochen habt. Es liegt mir sehr viel daran, ich versichere es Euch.«

Aber Laroche-Boisseau hörte nicht auf ihn.

»Wenn ich Euch recht verstanden habe, Fräulein«, sagte jemand neben dem Baron, »so schließt Euer Schwur auch die Bürgerlichen, die, welche nicht von Adel sind, nicht von der Ehre aus, nach Eurer Hand auf die von Euch angegebene

Weise zu trachten?«

»Ich schließe, Monsieur Legris, niemanden weiter aus als die Personen vom dienendem Stand.«

Christine wurde in ihrem Sessel ohnmächtig. Während man sich beeilte, ihr beizuspringen, näherte sich der Chevalier dem Bürgersohn Legris.

»Ihr wisst, Monsieur«, sagte er immer noch in gedämpftem Ton, »dass, sobald Euer Freund Eurer Pflege nicht mehr bedürfen wird, ich darauf rechne, ein Hähnchen mit Euch zu pflücken, Ihr seid noch nicht Herr von Mercoire.«

Man trug Fräulein von Barjac in ihr Zimmer. Der Prior, der mit Leonce und Schwester Magloire ihr folgte, war im höchsten Grad bestürzt.

»Welch verhängnisvolle Verwicklung!«, sagte er. »Während ich alle Hindernisse, alle Gefahren vorhergesehen zu haben glaubte, wirft dieser unheilvolle Schwur alle meine Pläne auf einmal über den Haufen!«

»Ach, hochwürdiger Vater«, sagte Schwester Magloire weinend, »wohl war ich auf einen schlimmen Rückfall gefasst, aber wer hätte diesen vorhersehen können!«

Leonce murmelte seinerseits mit Verzweiflung. »Kein Zweifel mehr, sie liebt mich nicht – sie ist für mich verloren! O!«

Ende des zweiten Teils

